

4 Theoretisches Fundament

Im vorangegangenen Abschnitt zu poststrukturalistischen feministischen Denksätzen im Frauen-Sucht-Diskurs (siehe 3.5.3) wurde die Notwendigkeit einer poststrukturalistischen Herangehensweise im Forschungsfeld Drogengebrauch dargelegt. Im folgenden Kapitel wird der Faden aufgenommen und die theoretische Basis für die Analyse der Lebensrealität drogengebrauchender Sexarbeiterinnen geschaffen. Das Theoriekapitel unterteilt sich im Wesentlichen in vier Abschnitte.

Zuerst werden die Macht-, Subjekt-, Widerstandsbegriffe von Michel Foucault erläutert, sowie die Umsetzung und Erweiterung seiner Analysen beschrieben. Damit können die Widersetzungen im Alltag der interviewten Frauen, die von zahlreiche strukturelle Reglementierungen und Ideologien, Stereotypen, Normen und Diskursen betroffen sind, analysiert werden, um daraus Handlungsfähigkeit und Empowerment ableiten zu können. Es geht nicht darum, Foucault auf eine neue Art und Weise zu lesen oder zu interpretieren, sondern darum, Unterdrückung einordnen zu können und zu verstehen, warum Subjekte sich unterwerfen, anpassen oder mehr oder weniger erfolgreich zur Wehr setzen.

Im nächsten Abschnitt wird die Intersektionale Mehrebenenanalyse erläutert und auf die unterschiedlichen Ansätze und Zugänge zur Intersektionalität eingegangen, um die Entscheidung für diese Analysemethode zu begründen.

Der dritte Abschnitt widmet sich der Handlungsfähigkeit. Diese wird zuerst im dekonstruktivistischen und postkolonialen Kontext verortet. Da es aber auch immer um die Herrschaftsstrukturen geht, und es fatal wäre, diese im Sinne der drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen aus dem Blick zu verlieren, wird ausführlicher auf die Begriffe Unterdrückung, Subalternität und Vulnerabilität eingegangen.

Im letzten Abschnitt werde ich darlegen, dass es richtig und notwendig ist, die sexuellen Dienstleistungen von Drogengebraucherinnen als Arbeit zu bezeichnen. Um meine Argumentation theoretisch unterlegen zu können, ziehe ich Teilaspekte und -ansätze verschiedener Theorien heran, ohne auf ihre vollständige Rahmung weiter einzugehen und verknüpfe sie mit meinem Forschungsfeld.

4.1 MACHT UND WIDERSTAND BEI MICHEL FOUCAULT

Die differenzierte Auseinandersetzung mit den frühen Werken von Michel Foucault gleicht der Fahrt auf einem mäandrierenden Fluss, der entlang der Geschichte der

Gefängnisse, Überwachung, Strafen und Psychiatrie hin zu einem umfassenden Wissen über den modernen Staat führt. In seinen Nebenarmen versteht man, wie die Institutionalisierung und Verwaltung der „Anormalen“ und „Delinquenten“ funktioniert, welche Wirkung von Macht ausgeht und wo ihre Grenzen liegen. Auf dieser Reise begreift man Macht als ein allumfassendes Netz, das sich in die Körper einschreibt, aber den Individuen trotzdem die Wahl lässt, sich ihr zu unterwerfen oder sich ihr zu widersetzen. In „Überwachen und Strafen“ analysiert Foucault die Transformation der Macht seit dem 17. Jahrhundert, er fragt danach, wie Macht wirkt und mit welchen Techniken sie ausgeübt wird. Die spezifische Disziplinartechnologie analysiert Foucault an dem veränderten Strafsystem, dessen primäre Funktion nun nicht mehr – wie in der feudal-absolutistischen Ordnung – die Bestrafung durch Ausschließung sei (Lemke 1997, 69), sondern die der permanenten Überwachung, deren produktive Mechanismen sich nach Foucault an dem von Jeremy Bentham 1787 konzipierten Panoptikum veranschaulichen lassen (Foucault 1994c, 256-259).

„Die Wirkung der Überwachung ist permanent, auch wenn ihre Durchführung sporadisch ist; die Perfektion der Macht vermag ihre tatsächliche Ausführung überflüssig zu machen.“ (ebd. 258)

Es handelt sich bei dieser Form der Überwachung um die Einschließung all derer, die entlang der „Normalisierungsanlagen“ (ebd. 395) abweichen, und so ist der Gegenstand der Disziplinen die „Entdeckung des Körpers“ (ebd. 174). Es geht um die Kontrolle nicht nur in den Strafsystemen, sondern auch in den Fabriken, Schulen und Militärcasernen, deren Ziel der gelehrige Körper ist, um „versprengte Schafe zur Herde zurückzuführen“ (Baumann 2004, 187). Die Technologien der Macht wirken auf den Körper, sie manipulieren, dressieren, formieren ihn und er gehorcht, antwortet, wird gewandt, und seine Kräfte mehren sich (Foucault 1994c, 174). Die Sichtbarkeit des Ortes der Beobachtung und die Unwissenheit, zu welchem Zeitpunkt beobachtet wird, vereinnahmt die individuellen Körper. Sie verinnerlichen das System der Disziplinierung mit dem Effekt der Selbstüberwachung, -kontrolle und -disziplinierung. Ein weiteres wesentliches Element der Disziplinarmacht ist die Analyse der individuellen Körper. Diese erfolgte bspw. über die Datenerfassung von individuellen Unterschieden im Verhalten (Foucault 1994c, 247). Diese Daten bringen Erkenntnisse hervor, um wen es sich handelt, wodurch jemand charakterisiert ist, wohin jemand gehört (ebd. 247/256). Eine solche diskursiv hergestellte Ordnung, welche eine spezifische historische Macht /Wissensbeziehung kennzeichnet, beinhaltet normierte und disziplinierte Verhaltensweisen, Vorstellungen und Denkweisen. Sie bringt einen bestimmten Typ von Individualität hervor, indem sie jedes Individuum an einer Norm misst, ausrichtet sowie auf eine Identität festlegt. Letztlich wird die Vielfalt um diese Norm herum organisiert, indem sie in individuelle, zu disziplinierende, zu überwachende und zu dressierende Körper eingeteilt wird. „Es ist eine Machtform, die aus Individuen Subjekte macht“ (Foucault 1994a, 246). Die Subjekte unterwerfen sich einem Machtverhältnis, welches durch eine unermüdliche Produktion von Wahrheit unter dem Regime des Wissens gekennzeichnet ist. Indem sie sich als Subjekte selbst erkennen, sind sie Foucault zufolge in ihrer Identität verhaftet. Foucault spricht dabei von der „Unterwerfung durch Subjektivität“ (Foucault 1994a, 247) oder „subjektivierende Unterwerfung“ (ebd. 1994c, 247).

In seinen späteren Werken zur Gouvernementalität erklärt er die Verwobenheit aller Subjekte mit den Machtstrukturen noch tiefgründiger, sein Blick wendet sich von den Institutionen zum Subjekt. In seinen Spätwerken, zum Beispiel in der Hermeneutik des Subjekts, findet sich auch ein theoretisches Erklärungsmodell zum Widerstand, was für die Erstellung dieser Arbeit ein wichtiges Handwerkzeug ist. Ein überaus tragfähiger Ansatz darin sind die Theorien der Selbstsorge und der Ethik des Selbst im Unterschied zu den neoliberalen Subjektkonstruktionen, denn erstere beinhalten als zentrales Moment die Möglichkeit der Widersetzung. Die Utopie der Selbstsorge und die Ethik des Selbst sind ein gangbarer Weg, um den Widerstand gegen Unterdrückung und Diskriminierung nicht mit einer großen Veränderung in der Zukunft zu verknüpfen, sondern im Hier und Jetzt zu beginnen.

Es ist ganz im Sinne von Foucault, wenn seine Theorien als Werkzeug verwendet werden, um damit zu arbeiten, weiterzudenken und Ideen zu entwickeln. Obwohl Foucault seine Theorien und Denkansätze immer in Auseinandersetzung mit aktuellen Themen entwickelt, vermeidet er es jedoch Handlungsanweisungen zu geben. Er stellt aber das notwendige Wissen und die Kenntnis für ein erfolgreiches Handeln bereit (Veyne 2009, 143). Foucault postuliert den hoffnungsvollen Satz, dass alle Dinge, insofern sie geschaffen worden sind, „unter der Bedingung, dass man weiß, wie sie geschaffen wurden, auch aufgelöst werden“ können (Foucault 2005a, 545). Seine genealogischen Beschreibungen nutzte er nie, um anderen Vorschriften zu machen. Er weigerte sich „den Leuten zu sagen, was sie tun sollten oder was richtig und was falsch sei“ (ebd. 2003d, 794). Er kann jedoch den Menschen verdeutlichen, „was sie über ihre eigene Situation nicht wissen, über ihre Arbeitsbedingungen, ihre Ausbeutung“ (Veyne 2009, 147/Foucault 2005c, 895).

Im Folgenden soll insbesondere Foucaults Machtbegriff, die Normalisierung, der Rassismus, die Gouvernementalität, die Selbsttechnologien und die Sorge um sich im Zentrum der Betrachtung stehen und ein Bezug zum Forschungsfeld hergestellt werden. Dabei werden, ohne einer Chronologie zu folgen, unterschiedliche Werke von Foucault zu Grunde gelegt, um die Prozesse und Ereignisse im Feld Drogengebrauch und Sexarbeit erklären zu können. Foucaults Begriffe und Theorien sind hilfreiche Wegmarken der Erkenntnis, die in diesem Unterkapitel nachgezeichnet werden soll. Um die Diskurse von Normalisierung und Rassismus kritisch analysieren zu können, werden sie im Kontext seines Ansatzes zur Regierung durch die Biomacht betrachtet. Ausführlich wird auf Foucaults Gouvernementalitätsstudien eingegangen, um die Sicherheitsdispositive im Unterschied zu den Disziplinartechniken ebenso zu erklären wie die veränderte Wahrnehmung gesellschaftlicher Risiken, die Übernahme von Eigenverantwortung und die damit verbundene Ausschließung. An dieser Stelle ist es wichtig, Foucaults Analysen mit den Theorien zur Sozialen Arbeit zu verknüpfen. Das Konzept der Selbsttechnologien wird dabei unterhalb der Gouvernementalität verortet. An dieser Stelle ist es notwendig, noch einmal den Macht- und Herrschaftsbegriff von Foucault zu beleuchten, um die Ethik des Selbst, respektive die Sorge um sich als eine Möglichkeit der Widersetzung zu verstehen. Um den realen Herrschaftsverhältnissen auch in der Theoriebildung Rechnung zu tragen, wird in diesem Abschnitt die Gouvernementalitätsanalyse auf die Gruppe der Überflüssigen und Verworfenen ausgedehnt. Weiter wird nachgewiesen, dass ein Hilfeansatz, der Effizienz statt Wohlfahrt zu seiner Handlungsmaxime erklärt, notwendigerweise zu einer negativen Bewertung und Wichtung der Empfängergruppen führt, die dann in der

Wahrnehmung als verworfene und überflüssige Risikogruppen mündet. Diese Überlegung führt direkt zu der Frage, welche Möglichkeiten die „Verworfenen“ und „Überflüssigen“ haben, um sich zu widersetzen.

Es soll ein theoretischer Rahmen geschaffen werden, der dann im Zusammenspiel mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse Widersetzung und Handlungsfähigkeit erklären und aus dem heraus die Vision für das Empowerment von drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen extrahiert werden kann.

4.1.1 Auswirkungen von Biomacht und Staatsrassismus auf die Minderheit der Anderen

In diesem Abschnitt werden die Regulierungstechniken der Biomacht, der ihr innewohnende Zwang, die Individuen im Einzelnen und Gesellschaft als Ganzes dem Diskurs der Normalität zu unterwerfen, und ihre enge Verknüpfung mit dem Rassismus moderner Staaten sowie die unmittelbaren Auswirkungen auf die drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen in Hamburg-St.Georg untersucht. Dabei möchte ich mit dem Unterschied von Disziplin und Sicherheit in Foucaults Betrachtungen beginnen, da beide Machttechnologien im Forschungsfeld Drogengebrauch und Sexarbeit eine bedeutende Rolle spielen.

Es ist davon auszugehen, dass Disziplintechniken und Sicherheitsdispositive eine immense Wirkmächtigkeit auf die Normalisierungsprozesse haben. Die Entstehung disziplinarischer Machttechnologien verortet Foucault im 17. und 18. Jahrhundert, wobei sich in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Regierungstechniken dahingehend veränderten, dass die Sicherheit zu einem ihrer wichtigsten Dispositive wurde (Foucault 2006a, 58 f). Foucault betont jedoch, dass Disziplin und Sicherheit nicht unabhängig von einander existieren und aufeinander folgten, sondern sich ergänzen und gegenseitig modifizieren (Foucault 1999, 285). Im Wesentlichen arbeitet Foucault drei Unterschiede zwischen der Disziplin und Sicherheit heraus:

1. Disziplin ist für ihn zentripetal, d.h. sie wirkt nach innen, schließt ein, ist protektionistisch, indem sie den Raum isoliert und das Segment bestimmt (Foucault 2006a, 73). Im Gegensatz dazu wirken Sicherheitsdispositive zentrifugal, vom Zentrum zur Peripherie, mit der Tendenz sich auszudehnen. Es werden neue Elemente integriert, wie z.B. die Produktion, Verhaltensweisen etc. (ebd.).
2. Disziplin unterscheidet sich von der Sicherheit, weil sie alles per Definition regelt, sie lässt nichts entkommen und jeder kleine Verstoß gegen sie muss aufgedeckt werden (Foucault 2006a, 74). Sicherheit lässt gewähren, ein gewisses Maß an *laissez faire* ist unerlässlich, sie stützt sich auf die Kleinigkeiten; sie werden nicht bewertet, sondern als Vorgänge an sich betrachtet, um etwas zu erreichen. Die Sicherheit spielt sich auf der Ebene der Bevölkerung ab, im Gegensatz zur Disziplin, die auf das Individuum fokussiert (ebd.).
3. Eine weitere Unterscheidung bezieht sich auf den Code des Erlaubten und Verbotenen. Die Disziplin schreibt für „jeden Augenblick“ vor, was zu tun ist, und arbeitet komplementär zur Realität. Die Sicherheit hingegen arbeitet in der Realität, indem sie diese regelt, bremst, einschränkt oder aufhebt. Dabei bedient sie sich evtl. einiger Vorschriften, ohne jedoch zu untersagen. Vielmehr setzt sie

durch und über eine ganze Serie von Analysen und spezifischen Dispositionen die Elemente der Realität wechselseitig in Gang (Foucault 2006a, 76).

Welche Rolle spielen nun Disziplinierung und Sicherheit in Bezug auf gesellschaftliche Normierungsdiskurse und wie werden Normalisierung und Normalität im Feld drogengebrauchender Sexarbeiterinnen verhandelt? Der Diskurs um Normalität spielt in der Datenanalyse der vorliegenden Arbeit eine wichtige Rolle. drogengebrauchende Sexarbeiterinnen stehen im Abseits, sie sind die Anderen – die Nicht-Normalen, jedoch wollen auch sie ein „normales“ Leben führen. Wie das Wort „normal“ mit Inhalten gefüllt werden könnte, geht aus den Interviews nie direkt und unmittelbar hervor. Die Äußerungen dazu sind antagonistisch, weil Normalität einerseits gewünscht, aber gleichzeitig auch abgelehnt wird. Das ist nicht außergewöhnlich, denn alle wollen zwar individuell sein, aber immer nur in den Grenzen der Normalität. Normen werden nie unmittelbar durch Personen verkörpert, aber sie regulieren die Bedingungen, unter denen konkrete Handlungen von konkreten Personen als intelligibel und somit als „normal“ angesehen werden. Butler beschreibt das Verhältnis von Norm, Normalisierung und Intelligibilität wie folgt:

„Eine Norm ist weder das Gleiche wie eine Regel, noch wie ein Gesetz. Eine Norm wirkt innerhalb sozialer Praktiken als impliziter Standard der *Normalisierung*. [...] Normen können explizit sein oder auch nicht. Wenn sie aber als normalisierendes Prinzip in der sozialen Praxis fungieren, bleiben sie in der Regel implizit und sind schwer zu begreifen. [...] Die Norm regiert die soziale Intelligibilität einer Handlung. Aber sie ist mit der Handlung, die sie regiert nicht identisch. [...] Die Norm regiert die Intelligibilität, sie ermöglicht, dass bestimmte Praktiken und Handlungen als solche erkannt werden können.“ (Butler 2009, 73)

Es bleibt den Subjekten also nichts anderes übrig, als Intelligibilität anzustreben und dadurch, dass sie niemals vollständig intelligibel sein können, scheitern sie ständig (siehe dazu 4.3). Die disziplinarische Normalisierung versteht Foucault als Technik, die auf den Körper einwirkt, Individuen zergliedert und analysiert. Sie klassifiziert die Individuen und Körper entsprechend bestimmter Ziele, und sie etabliert die Techniken unter einem Optimierungszwang. Die Normalisierungsmacht zwingt zwar zur Homogenität, sie wirkt aber zugleich auch individualisierend, „da sie Abstände misst, Niveaus bestimmt, Besonderheiten fixiert und die Unterscheide nutzbringend aufeinander abstimmt“ (Foucault 1994c, 237). Sie tut das unter unablässigem Drill und ständiger Kontrolle, um am Ende die Aufspaltung zwischen Normal und Anormal vorzunehmen (Foucault 2006a, 89/siehe auch Foucault 1994c, 236f). In Bezug auf die Sexualität beschreibt Foucault das folgendermaßen:

„Der sexuelle Instinkt ist als autonomer biologischer und psychischer Instinkt isoliert worden; alle seine möglichen Anomalien sind analysiert worden; man hat ihm eine normalisierende und pathologisierende Rolle für das gesamte Verhalten zugeschrieben; schließlich hat man nach einer Korrekturtechnik für diese Anomalien gesucht.“ (Foucault 1995, 127)

Das Sicherheitsdispositiv kehrt das Verhältnis von Norm und Normalität um. Durch statistische Beobachtungen wird das Normale festgelegt und die Norm davon abgeleitet. Die Normalisierung zielt nie auf Perfektion, sondern sie rechnet mit einer

Streuung der Ereignisse, mit Abweichungen und ihr Ziel ist es, eine günstige Normalverteilung herzustellen (Demirović 2008, 242). Die Machttechnik Sicherheit ist nicht ausgrenzend und normativ, sondern sie lässt geschehen. Durch die Analyse der Sicherheit gelingt es Foucault ein Verständnis der Regierungstechnik bezüglich der Gesamtheit der Bevölkerung herzustellen (Sennelart 2006, 550). Eine solche Technik ist die im Kapitalismus erforderliche Biopolitik, die als Bio-Regulierung durch den Staat verstanden werden kann (ebd. 553). Foucault beschreibt das Novum der Bio-Macht im 18. Jahrhundert, das ein unerlässliches Element zur Entwicklung des Kapitalismus darstelle und dessen Entwicklung ohne die Verschaltung von Körpern mit der Produktionsmaschinerie und ohne die Anpassung der Bevölkerungsphänomene an die ökonomischen Prozesse nicht denkbar wäre (Foucault 1995, 168).

„Aber er [der Kapitalismus, K.S.] hat noch mehr verlangt: das Wachsen der Körper und der Bevölkerung, ihre Stärkung wie auch ihre Nutzbarkeit und ihre Gelehrigkeit; er brauchte Machtmethoden, die geeignet waren, die Kräfte, die Fähigkeiten, das Leben im Ganzen zu steigern, ohne deren Unterwerfung zu erschweren.“ (ebd.)

Die Bevölkerung wird weder als Untertan noch als Volk wahrgenommen, sondern als Lebewesen (ebd. 166). Diese Regierungskunst setzt sich, so Foucault, als „Eintritt des Lebens in die Geschichte“ durch, sie transformiert die Politik in die Bio-Politik. Während die Macht des feudalen Souveräns durch ein asymmetrisches Recht über Leben und Tod gekennzeichnet sei oder anders gesagt durch die Macht „sterben zu machen oder leben zu lassen“ (ebd. 162; ders. 1999, 284), sei die Biomacht hingegen gekennzeichnet durch das Vermögen, „leben zu machen oder in den Tod zu stoßen“ (Foucault 1995, 165). Ihre Hauptaufgabe bestehe darin, Kräfte hervorzubringen, wachsen zu lassen und zu ordnen (ebd. 163). Diese „Lebensmacht“ habe im Gegensatz zur Souveränitätsmacht einen hervorbringenden und produktiven Charakter. Wie bereits beschrieben, sieht Foucault zwei Hauptstränge in der Entwicklung der produktiven Macht. Im 17. Jahrhundert konstituieren sich die Disziplinaranstalten in Formen von Institutionen, wie Schulen, Gefängnisse etc., welche die Gelehrigkeit des Körpers im Fokus haben, um ihn zu dressieren. Davon unterscheidet er die zweite Form, die sich nicht an die Körperleistungen des Einzelnen richtet, sondern den Gattungskörper mit Hilfe von Sicherheitsmechanismen regulieren will (ebd. 166 f), wobei diese die Zufälle durch die Berechnung ihrer Wahrscheinlichkeiten kontrollieren und kompensieren sollen. Diese Regulierungsmacht strebt durch globales Gleichgewicht so etwas wie „Homöostase“, die Sicherheit des Ganzen vor seinen inneren Gefahren an (Foucault 1999, 294). Parallel dazu konstituiert sich auch das Wissen in zwei Formen, einer individuell analytischen und einer globalen, die sich an den „multiplen Körper“ der Bevölkerung richtet (ebd. 286f; 289ff). Beide Formen lokalisieren sich also auf unterschiedlichen Ebenen, die Disziplinarmacht auf der Ebene der Institutionen gegenüber den Individuen und die Bio-Macht auf der Ebene der staatlichen Regulierung gegenüber der Bevölkerung.

„Wir haben also zwei Serien: die Serie Körper – Organismus – Disziplin – Institutionen; und die Serie Bevölkerung – biologische Prozesse – Regulierungsmechanismen – Staat. Ein organisches institutionelles Ganzes; eine Organo-Disziplin der Institution [...] und [...] eine biologische und staatliche Gesamtheit: die Bio-Regulierung durch den Staat.“ (Foucault 1999, 295)

Da die disziplinären und die regulatorischen Mechanismen nicht auf derselben Ebene liegen, ist es ihnen möglich, sich nicht wechselseitig auszuschließen und sich miteinander zu verbinden, in den meisten Fällen sind sie sogar miteinander verknüpft (ebd. 295f). Foucault führt unter anderem als Beispiel den Bereich der Sexualität an. Am Schnittpunkt der Achsen, Körper und Bevölkerung, befindet sich die Sexualität (ebd. 297; ders. 1995, 173 ff). Die Sexualität wird zum Scharnier zwischen Körper und Bevölkerung, denn sie dient als Matrix der Disziplin und als Prinzip der Regulierung (Foucault 1995, 174). Das sexuelle Verhalten der Bevölkerung ist Gegenstand von Analysen und wird zum Ziel von administrativen Eingriffen. Durch die extreme Aufwertung der Sexualität, die sich aus ihrer privilegierten Position „zwischen Organismus und Bevölkerung, zwischen dem Körper und globalen Phänomenen“ (Foucault 1999, 297) ergibt, wirkt sie in zwei Richtungen. Zum einen auf den undisziplinierten sexuell ausschweifenden Körper, der von Krankheiten bedroht ist. Zum anderen wird in einer ausschweifenden, pervertierten Sexualität die Gefahr einer Degenerierung der Bevölkerung gesehen. Die Sexualität verbindet somit das Disziplinarische mit dem Regulatorischen, und Medizin sowie Hygiene werden im 19. Jahrhundert zum bedeutenden Element des administrativen Handelns aufgrund des Bandes

„[...] das es zwischen den wissenschaftlichen Zugriffen auf die biologischen und organischen Prozesse [...] und zugleich, insofern die Medizin eine politische Technik der Intervention ist, den eigentlichen Machtwirkungen knüpft. Die Medizin ist ein Macht-Wissen, das sich auf die Körper wie die Bevölkerung, auf den Organismus wie die biologischen Prozesse erstreckt und so also disziplinierende und regulierende Wirkungen hat.“ (Foucault 1999, 298)

Eine Macht, deren Aufgabe es ist, das Leben zu sichern, benötigt fortlaufende korrigierende Mechanismen, denn es geht darum, das Lebende in einem Bereich von Wert und Nutzen zu organisieren (Foucault 1995, 171). Eine solche Macht muss qualifizieren, messen, abschätzen, abstufen und richtet die Subjekte an der Norm aus (ebd. 172). Eine Norm sei das, was sich auf einen Körper, den man disziplinieren will, ebenso gut anwenden ließe, wie auf eine Bevölkerung, die man regulieren wolle (Foucault 1999, 298). „Eine Normalisierungsgesellschaft ist der historische Effekt einer auf das Leben gerichteten Machttechnologie“ (Foucault 1995, 172; siehe auch ders. 1999, 299). Die Normalisierungsgesellschaft wird zum Effekt dieser Verbindung, einer auf die Sicherung des Lebens ausgerichteten Machttechnologie. Foucault stellt die Frage, warum eine Macht, die derartig auf das Leben ausgerichtet ist, trotzdem töten kann (Foucault 1999, 300). Seiner Meinung nach kommt hier der Rassismus ins Spiel. Rassismus gab es schon immer, aber über die Bio-Macht schreibt er sich als grundlegender Mechanismus in den Staat ein (ebd. 301). Gegen Ende des 19. Jahrhunderts lässt sich von einem Staatsrassismus, von einem biologisch-sozialen und zentralisierten Rassismus, sprechen (ebd. 80/102). Darunter versteht Foucault einen Rassismus, den die Gesellschaft gegen sich selber, gegen ihre eigenen Elemente, ihre eigenen Produkte kehrt: „ein innerer Rassismus permanenter Reinigung, der zu einer grundlegenden Dimension der gesellschaftlichen Normalisierung wird“ (ebd. 81). Foucault betrachtet den Rassismus als eine Form der „Regierung des Sozialen“, als eine Regierungstechnologie, die in der Entpolitisierung und Entdramatisierung sozialer Konflikte besteht, indem sie auf die Welt der Natur und die ihr inhärenten Gesetze und Zwänge verweist (Lemke 1997, 227). Rassismus übt dabei zwei Funkti-

onen aus. Die erste liegt darin, „zu fragmentieren und Zäsuren innerhalb des biologischen Kontinuums, an das sich Biomacht wendet, vorzunehmen“ (Foucault 1999, 301). Die zweite besteht darin, zu selektieren und vermeintlich zu stärken, und basiert auf der These, „je mehr du sterben lässt, um so mehr wirst du eben deswegen leben“ (ebd.). Foucault sieht hierin eine kriegerische Formel, die den Rassismus funktionieren lässt: „Wenn du leben willst, muß der andere sterben“ (ebd. 302). Der Rassismus spielt diese Formel auf eine neue Art und Weise aus, sodass sie mit der Bio-Macht kompatibel ist. Die Beziehung zwischen „meinem Leben und dem Tod des Anderen“ (ebd. 302) errichtet hier eine Beziehung biologischen Typs. Der Tod des Anderen sichert nicht nur das eigene Leben, sondern macht das Leben insgesamt gesünder:

„Der Tod des Anderen bedeutet nicht einfach mein Überleben in der Weise, daß er meine persönliche Sicherheit erhöht; der Tode des Anderen, der Tod der bösen Rasse, der niederen (oder degenerierten oder anormalen) Rasse wird das Leben im allgemeinen gesünder machen; gesünder und reiner.“ (ebd.)

Foucault untersucht also die Frage, wie eine lebensbehahende vitale Macht gleichzeitig Kriegerrechte und Morde ausüben könne, mit der Analyse der Funktionsweise von Rassismus (ebd. 311).¹ „Rasse“ und Rassismus sind die Randbedingungen, die das Töten in der modernen Normalisierungsgesellschaft akzeptabel machen (ebd. 1999, 302). Unter Tötung wird nicht direkter Mord verstanden, so Foucault,

1 Ihre extreme Zuspitzung fanden die neuen Machtmechanismen von Disziplinierung und Regulierung innerhalb der Bio-Macht im Faschismus (Foucault 1999, 306). Nach Foucault existiert kein Staat, der disziplinärer als der nationalsozialistische ist und in dem die biologische Regulierung auf straffere und nachdrücklichere Weise wiederaufgenommen worden wäre. „Die Kontrolle der den biologischen Prozessen eigenen Zufälle war eines der unmittelbaren Ziele des Regimes“ (ebd.). Quer durch die Gesellschaft gab es die „vollkommene Entfesselung der Tötungsmacht, d.h. dieser alten souveränen Macht über den Tod“ (ebd.). Die Macht über Leben und Tod war aber nicht mehr allein die Macht des Staates, sondern sie oblag nun den einzelnen Gesellschaftsmitgliedern: Im nationalsozialistischen Staat hatte prinzipiell jeder die Macht zu töten, und sei es durch Denunziation (ebd.). Der Krieg wird zum politischen Ziel erklärt, als eine Art letzter und entscheidender Phase aller politischen Prozesse (ebd. 307). Dabei ist die Vernichtung der anderen „Rassen“ nur eine Seite des Plans, die andere ist die Auslieferung der eigenen „Rasse“ an eine absolute und universelle Todesgefahr (ebd.). Das Risiko zu sterben, die Auslieferung an die absolute Zerstörung sei eines der Prinzipien der grundlegenden Pflichten des Nazigehorsams und gehöre zu den entscheidenden politischen Zielen (ebd.). Der nationalsozialistische Staat schützt und kultiviert das Leben und gleichzeitig hat er das Recht des Souveräns, die Anderen und die eigenen Leute zu töten, denn das Risiko zu sterben war dem Nazigehorsam inhärent. Der Nazi-staat war ein absolut rassistischer, mörderischer und selbstmörderischer Staat. Foucault sieht die Ursachen dafür in der „Endlösung“ nicht nur für andere, sondern auch für die eigene „Rasse“ (ebd. 308).

„[...] sondern auch alle Formen des indirekten Mordes: jemanden der Gefahr des Todes ausliefern, für bestimmte Leute das Todesrisiko oder ganz einfach den politischen Tod, die Vertreibung, Abschiebung usw. zu erhöhen.“ (ebd. 302)

Wird Foucaults Ansatz weiter gedacht, dann tragen nach Spivak Menschen als „Subjekte der Macht“ (Spivak 2008, 62) eine Mitverantwortung für dieses „Töten“. Durch ergänzende Theorien wie Foucaults „Ethik des Selbst“, Haraways „Verantwortlichkeit“ und Spivaks „Liebe“ (Spivak 2010, 65) wird deutlich, dass ein Gegenverhalten dennoch möglich ist. Diese Denkansätze beinhalten – abstrahiert – Möglichkeitsmomente des Widerstandes und warten darauf ausbuchstabiert und somit partiell situativ umgesetzt zu werden. Obwohl Foucault zwar das 19. Jahrhundert beschreibt, bleibt diese Verantwortung bei „uns“,² da die gouvernementalen Tötungsdelikte weltweit seitdem eher zu- als abgenommen haben. Dafür lassen sich überall Beispiele finden, seien es die Lager, in denen „undokumentierte“ Menschen an den Grenzen Europas festgehalten werden, die deutschen Abschiebepaxen und auch zu früh verstorbene „Drogenprostituierte“ in Deutschland, deren Tod die Konsequenz schlechter Drogenqualität war und ist. Die „Überflüssigen“ (siehe 6.2.1/6.2.8/6.2.10) interessieren die Mehrheitsgesellschaft nur insofern sie sichtbar werden, und ihre „Tötung“ im Sinne Foucaults wird billigend in Kauf genommen. Mir kommt es darauf an, die Zusammenhänge zwischen dem Staatsrassismus und der Normalisierung nachzuzeichnen, um zu verdeutlichen, wie die Prozesse mit unserem Tun verwoben sind und in unserer Verantwortung geschehen, ohne dass am Ende der Erzählung immer ein totalitärer und repressiver Staat stehen muss. Dabei ist es wichtig die repressiven Momente anzuerkennen und zu analysieren, die sich aber ihrerseits auf eine Akzeptanz der Mehrheit stützen und oft genug auch eingefordert werden (siehe dazu Schrader 2011). Foucaults Anliegen ist es, den Weg, wie Normalisierung erreicht wird, genealogisch freizulegen. Für ihn sind dabei die folgenden vier neuen Begriffe, die in den Regierungspraktiken des europäischen Abendlandes wie Wegmarken auftauchen, von elementarer Bedeutung, da sie nicht mehr die Individuen an sich, sondern die Bevölkerung als Gesamtheit im Fokus haben: der Fall, das Risiko, die Gefahr und die Krise (Foucault 2006a, 94ff). Die Sicherheit als Regierungstechnik bringt nicht nur Subjektivierungsformen hervor, sondern sie liegt der „Gesamtökonomie der Macht“ (ebd. 26) zugrunde (Purtschert/Meyer/Winter 2008, 11). Staatlichkeit kann somit nicht mehr ohne Sicherheit gedacht werden. Dies ist für die Analyse meines Forschungsfeldes von weitreichender Bedeutung. Gesetze wie die Sperrgebietsverordnung und das Betäubungsmittelgesetz regulieren diesen Bereich auf struktureller Ebene, aber nicht nur das, sie schreiben sich auch in die Körper ein. Drogengebrauchende Sexarbeiterinnen fühlen sich selbst als Straftäterinnen und die AnwohnerInnenschaft ist bereit, sie zu denunzieren. Im Stadtteil existiert ein normalistisches „Wir“, dass allerdings nach Jürgen Link sehr prekär ist:

2 Mit „uns“ meine ich, Menschen, die wie ich mit Privilegien ausgestattet sind, sei es mit ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapital, die in den meisten Fällen in der BRD Mehrheitsdeutsche sind.

„Das normalistische ‚Wir‘ ist vermutlich das prekärste ‚Wir‘ der bisherigen Geschichte: Nicht bloß, daß es auf vielfältigen Konkurrenzen zwischen den Individuen beruht und demnach ständig ‚zerfällt‘ – es kann sich nicht mal seiner Normalität sicher sein.“ (Link 2009, 126)

Das gilt nicht nur für die drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen, sondern auch für die AnwohnerInnen, da der Stadtteil aufgewertet wird, wobei nach der Vertreibung der drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen wohl viele der aktuellen AnwohnerInnen die nächsten „Opfer“ sein werden, da sie nicht über ausreichende finanzielle Mittel verfügen, um die steigenden Mieten zu zahlen. Auch existiert in der AnwohnerInnenenschaft kein einheitliches „Wir“ gegen die drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen, sondern es gibt durchaus Solidarisierungstendenzen mit „unseren Frauen“, die ausdrücklich die Sexarbeiterinnen aus Osteuropa ausschließen.

Dass auch drogengebrauchende Sexarbeiterinnen sich an die gesellschaftlichen Normen anpassen, wird von den verschiedenen Institutionen, wie Polizei, Justiz, Medizin und Sozialarbeit, kontrolliert und überwacht. Die Überwachung findet in ganz unterschiedlichen Formen statt, mal ist sie repressiv, mal unterstützend (Sozialarbeit), mal medizinisch begründet, und oft ist sie eine Kombination aller Techniken. Diese Maßnahmen sind von der aktuellen Politik im Stadtteil bezüglich Drogen und Sexarbeit, der finanziellen Situation der Kommune, der Beschwerdelage von AnwohnerInnen und von den städtischen Aufwertungsprogrammen abhängig. In der Drogenszene und im Milieu der Sexarbeit sind die AkteurInnen angehalten sich selbst zu regulieren. Ich denke, dass Selbstmanagementstrategien in der informellen Sex- und Drogenökonomie schon immer in extremer Form existierten. Der Mikrokosmos dieser Subkultur ist auf ein sogenanntes *Do it your self* angewiesen, da seine Angehörigen gegen die Souveränität des Staates, die staatliche Rechtsprechung, Ideologien, gesellschaftliche Normen und Werte verstoßen und damit eigene Regulationen wirkmächtig werden (müssen). So finden sich in den Selbsttechnologien drogengebrauchender Sexarbeiterinnen Überlebensstrategien, die in anderen gesellschaftlichen Bereichen nicht erforderlich sind. Nichtsdestotrotz wirkt auch hier die suggestive Kraft der Normalisierung, da die Subkultur eben nicht außerhalb eines gesellschaftlichen Kontextes existiert, sondern immer auch ein Teil der Gesellschaft ist.

Folgt man Foucault, dann lässt sich die informelle Sex- und Drogenökonomie im Fokus einer gouvernementalen Regierungstechnik als ein Fall bestimmen, in dem kollektive Phänomene, wie Drogengebrauch und Sexarbeit, individualisiert werden. D.h. eine Gruppe, die diesem Phänomen zuzuordnen ist, wird untersucht und analysiert. Statistiken werden erstellt, um das Risiko zu erfassen, das den AkteurInnen der Gruppe anhaftet, und um zu erfassen, welches Risiko für die Gesellschaft von dieser Gruppe ausgeht. Es findet eine Abwägung statt, um eine gewisses Maß an Normalität zu erreichen und stabil zu halten. Ein Beispiel dafür ist die Drogenprohibition. Um sie durchzusetzen, wird billigend in Kauf genommen, dass DrogenkonsumentInnen erkranken oder sterben, da der illegalisierte Drogenmarkt hohe Preise für Drogen von schlechter Qualität generiert, so dass zum einen die Gefahr der Fehldosierung und Vergiftung steigt und zum anderen den KonsumentInnen das Geld für die Lebenshaltung fehlt. Wichtiger aber ist, dass die *Homöostase* der Gesellschaft nicht gefährdet wird. Gleichzeitig toleriert bzw. fördert die Drogenpolitik in Gestalt der Substitution eine gefährliche, weil schwer abhängig machende Form des Drogenkonsums, wäh-

rend der Besitz illegalisierter Drogen streng geahndet wird. Es wird eine ganze Maschinerie der Prävention und Prophylaxe aufgeföhren, um den Konsum illegalisierter Drogen zu bekämpfen. Deutlich wird, dass die Risiken der „Drogenabhängigkeit“ nicht für alle Individuen gleich sind. Es muss unterschieden werden nach Ort, Milieu, Alter, Herkunft, Geschlecht, sexueller Orientierung, Bildung etc.. Foucault nennt das die Existenz von Differential-Risiken, die durch Zonen mit unterschiedlichem Gefährdungsgrad gekennzeichnet sind. Auf diese Weise kann markiert werden, was gefährlich ist. Somit sind Kinder aus der „Unterschicht“ und aus „öffentlicher Erziehung“ besonders zu beobachten, da sie eher gefährdet sind, auf die Abwege des Drogenkonsums zu geraten. In dieser Logik sind Missbrauchsoffer besonders gefährdet, den Beruf einer Prostituierten zu ergreifen (siehe dazu 3.4/6.3.4). Und schließlich kann man öffentliche Räume einem Phänomen der Überlastung und Beschleunigung zuordnen, was bewirkt, dass in der Wahrnehmung der Drogenkonsum in einem bestimmten Moment und an einem bestimmten Ort zunimmt und droht, sich immer weiter zu vervielfachen, und nur noch durch einen künstlichen Mechanismus eingedämmt werden kann (Foucault 2006a, 95). Das ist nach Foucault eine Krise.

„Die Krise ist jenes Phänomen der zirkulären Überlastung, die sich nur eindämmen lässt entweder durch einen superioren, natürlichen und superioren Mechanismus, der sie abschwächt, oder durch eine künstliche Intervention.“ (ebd. 96)

Als Beispiel sei das Rauchen von Marihuana („Kiffen“) unter GymnasiastInnen genannt. Der hegemoniale Diskurs über den angeblich erschreckend hohen Cannabiskonsum unter Jugendlichen wurde als Krise der Adoleszenz in der Moderne bezeichnet und zog mediale aber auch strukturelle Interventionen nach sich, um der Norm wieder zu genügen.

„Wir haben hier also etwas, das vom Normalen ausgeht und sich bestimmter Aufteilungen bedient, die, [...], für normaler als die anderen, jedenfalls für günstiger als die anderen gehalten werden. Es sind diese Aufteilungen, die als Norm dienen. Die Norm ist ein Spiel im Inneren der Differential-Normalitäten. Das Normale kommt als erstes, und die Norm leitet sich daraus ab, oder die Norm setzt sich ausgehend von dieser Untersuchung der Normalitäten fest und spielt ihre operative Rolle.“ (ebd. 98)

Foucaults Theorie des Zusammenspiels von Disziplinartechniken und Sicherheitsdispositiven in Bezug auf die Normalisierung lässt sich sehr gut auf die informelle Drogen- und Sexökonomie anwenden und ermöglicht die Analyse dieser Formen des Regierens, die sich auch in den Selbsttechnologien drogengebrauchender Sexarbeiterinnen widerspiegeln. Bevor ich zu den Selbsttechnologien komme, werde ich im nächsten Abschnitt auf Foucaults Analyseraster der Gouvernamentalität eingehen, mit dem er erfasst, wie man das Verhalten der Menschen steuert (Sennelart, 2006, 565).

4.1.2 Gouvernementalitätsstudien und ihre praktische Relevanz³

Foucaults Gouvernementalitätsanalyse ist essentiell für diese Arbeit, da sie die gesellschaftliche Anrufung der Subjekte zum Selbstmanagement und zur Eigenverantwortung kritisch in den Blick nimmt. Ich gehe in meiner Forschungsarbeit davon aus, dass gouvernementale „Strategien von Responsibilisierung“ (Krasmann 2000, 198; dies. 2003, 196) im Feld drogengebrauchender Sexarbeiterinnen ebenso zu finden sind wie in anderen gesellschaftlichen Handlungsfeldern. Deshalb bildet unter anderem auch die Gouvernementalitätsanalyse in Verbindung mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse den methodologischen Rahmen für diese Arbeit. Mit dem Begriff der Gouvernementalität zielt Foucault auf die Gesamtheit der Praktiken, mit denen man die Strategien konstituieren, definieren, organisieren und instrumentalisieren kann, denen die Einzelnen in ihrer Freiheit wechselseitig folgen können (Foucault 2005c, 901). Wenn man demnach bei der Machtanalyse nicht von der Freiheit, nicht von den Strategien und nicht von der Gouvernementalität ausgeht, sondern von den Institutionen und der Politik und damit ausschließlich auf das Rechtssubjekt fokussiert, hätte man ein Subjekt, das mit mehr oder weniger vielen Rechten ausgestattet ist, was nur eine juristische Konzeption darstellen würde (ebd.). Der Begriff der Gouvernementalität gestattet, die Freiheit des Subjekts und die Beziehungen zu anderen geltend zu machen, was den Gegenstandsbereich der Ethik konstituiert (ebd.) Foucault zeigt in den Gouvernementalitätsstudien, dass die Doppelbewegung von Macht- und Selbsttechnologien als verwobene Prozesse zu verstehen sind. Es geht ihm darum, deren Macht- und Herrschaftseffekte herauszuarbeiten. Explizit widmet er sich den Herrschaftsverhältnissen, die den Regierungstechniken⁴ innewohnen und die er offen legen möchte. Macht hat keine Substanz, sondern stelle ein Kräfteverhältnis dar und ist in Bewegung. Sie schreibt sich über das Wissen in die Körpertechniken und gesellschaftliche Praktiken ein und wird in den Herrschaftsverhältnissen sichtbar. Macht agiert nicht mehr ausschließlich durch Repression gegenüber den *schlechten Subjekten* (Althusser 1977, siehe 4.4.2) sondern präventiv über die Menschenführung. Foucault sieht Macht immer relational, also nicht als einen autonomen Apparat, sondern als ein alles umspannendes Netz, das auch Eingang in die Körper gefunden hat. In den Gouvernementalitätsstudien geht er davon aus, dass die Macht-

3 Ich lehne mich in der Lesart von Foucaults Gouvernementalitätsstudien hauptsächlich an Burchell/Gordon/Miller (Hg.) 1991; Bröckling/Krasmann/Lemke (Hg.) 2000; Pieper/Gutiérrez Rodriguez (Hg.) 2003. Kritisch dazu siehe Sarasin 2008, 22-30. Sarasin interpretiert Foucaults Konzept der Gouvernementalität nicht als Liberalismuskritik, sondern als das genaue Gegenteil, die liberale Form der Gouvernementalität sei am ehesten fähig eine allzu starke staatliche Macht zu verhindern. Der „Überwachungsstaat“ sei kein Beweis für die angeblich „wahre“ Machtstruktur neoliberaler Gesellschaften, sondern der Rückfall in den Polizeistaat (ebd. 29).

4 Wenn Foucault von einer „Gouvernementalisierung des Staates“ (Foucault 2000, 65) spreche, bedeute dies, dass Regierung nicht als eine Technik zu begreifen sei, die vom Staat gebraucht oder eingesetzt werde. Vielmehr verstehe Foucault „den Staat selbst als eine Regierungstechnik, als eine dynamische Form und historische Fixierung von gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen“ (Bröckling/Krasmann/Lemke 2000, 27).

effekte unterschiedliche Rationalitäten herausgebildet haben. Der Begriff der Rationalität bezieht sich nicht auf eine transzendente Vernunft, sondern auf historische Praktiken, in deren Kontext Wahrnehmungs- und Beurteilungsstrategien generiert würden (Bröckling/Krasmann/Lemke 2000, 27). Es geht Foucault darum, „Emergenzen“ zu suchen und zu analysieren, wie bestimmte Probleme und spezifische Formen der Problematisierung, die in Folge einer Notwendigkeit und nicht aus einem Zufall heraus auftreten, einen realitätsstiftenden Charakter gewinnen. Die Analytik von Gouvernementalitäten untersucht Formen der Subjektivierung, die von politischen Rationalitäten und Technologien produziert werden (Pieper 2007b, 95). Thomas Lemke weist in Bezug auf Foucaults Vorlesung vom 10. Januar 1979 darauf hin, dass der Begriff der Gouvernementalität auf das Wissen und die Formen der Rationalität zielt, welches bzw. welche den Regierungspraktiken zugrunde liegen und die das politische Handeln anleiten und begründen. Es geht um die Rationalisierung der Regierungspraktik in der Ausübung der politischen Souveränität (Lemke 2003, 158, Fn. 28). Foucault untersucht in den Gouvernementalitätsstudien die Emergenzen der Sicherheitstechnologien im Inneren der abendländischen Gesellschaft. Er will eine Geschichte der Sicherheitstechnologien vorlegen und prüfen, ob tatsächlich von einer Sicherheitsgesellschaft gesprochen werden kann. Foucault konzentriert sich auf vier Sicherheitsdispositive (Foucault 2006a, 26ff):

1. Die Sicherheitsräume,
2. die Probleme der Behandlung des Aleatorischen,
3. die Normalisierungsform, die er von der disziplinarischen Normalisierung unterscheidet und
4. die Korrelation zwischen der Sicherheitstechnik und der Bevölkerung, die zugleich Objekt und Subjekt dieser Sicherheitstechniken seien.

Mit dem Begriff Gouvernementalität möchte Foucault drei Dinge umschreiben:

1. Es gibt eine spezifische Form der Macht, die sich aus der Gesamtheit der Institutionen, den Vorgängen, Analysen, Berechnungen, Taktiken und Reflexionen speist, deren Hauptzielgruppe die Bevölkerung und deren wichtigste Wissensform die politische Ökonomie ist. Ihr wesentliches technisches Instrument sind die Sicherheitsdispositive.
2. Es existiert eine Machtlinie der Regierung, auch Souveränität und Disziplin genannt. Darunter versteht Foucault die Entwicklung einer ganzen Serie spezifischer Regierungsapparate und Wissensarten.
3. Gouvernementalität ist für ihn das Ergebnis eines historischen Prozesses, durch den der mittelalterliche Staat der Gerichtsbarkeit im 15. und 16. Jahrhundert zum Verwaltungsstaat wurde und sich nach und nach „gouvernementalisiert“ hat (Foucault 2006a, 162f).

Das Zeitalter der Gouvernementalität beginnt nach Foucault im 18. Jahrhundert, als sich der moderne Regierungsstaat formiert (Foucault 2006a, 164). Foucault verortet hier die Anfänge der Selbstregulierung der Märkte (ebd. 69) und den Beginn des Liberalismus (ebd. 77). Er weist jedoch darauf hin, dass die geforderten Freiheiten des 18. Jahrhunderts sofort von Disziplinartechniken überlagert werden (ebd. 78; ebd.

1994c, 284-287). Foucault arbeitet in den Gouvernementalitätsstudien eine Genealogie des modernen Staates aus. Während die Machtformen in „Überwachen und Strafen“ sich ganz auf das isolierte Subjekt konzentrieren, geht es in der Genealogie des Staates um die Regierungskünste und um die Bevölkerung. Die politische Ökonomie ist dabei die charakteristische Wissensform der Gouvernementalität und die Statistik der Bevölkerung ein notwendiges Instrument, um diese zu überwachen sowie gesellschaftliche Vorgänge zu kontrollieren und kalkulieren (ebd. 2006a, 396). Durch die Einführung des Begriffs der Bio-Politik in „Der Wille zum Wissen“ (ebd. 166 f) hatte Foucault bereits Vorarbeiten zu den Gouvernementalitätsstudien geleistet. Er geht davon aus, dass man die Funktionsweise der gouvernementalen Vernunft verstanden haben muss, um die Bio-Politik analysieren zu können, deren Funktionsweise der Liberalismus ist (ebd. 2006b, 41ff). Die Bio-Politik kann nur als eine „Bio-Regulierung durch den Staat“ begriffen werden (ebd. 1999, 295). Nach Foucault hat ein Staat kein Inneres, er spricht ihm weder ein Wesen noch eine autonome Machtquelle zu.

„Der Staat ist nichts anderes als der bewegliche Effekt eines Systems von mehreren Gouvernementalitäten. Deshalb schlage ich vor, diese Angst vor dem Staat zu analysieren, diese Staatsphobie, die mir einer der charakteristischen Züge von geläufigen Thematiken zu sein scheint.“ (ebd. 2006b, 115)

Für ihn ist nicht die Verstaatlichung der Gesellschaft das Wesen des Staates, sondern die Gouvernentalisierung, die als vielschichtiger Prozess ganz unterschiedliche Rationalitätsformen hervorbringen kann. Foucault zeigt, wie sich aus dem deutschen Ordoliberalismus die Notwendigkeit einer sogenannten Gesellschaftspolitik ergibt. Eine „Politik der Gesellschaft und eines sozialen Interventionismus, der zugleich aktiv, vielfältig, wachsam und allgegenwärtig ist. Also Marktwirtschaft einerseits und aktive, intensive und interventionistische Sozialpolitik andererseits“ (ebd. 2006b, 225).

Es gehe nicht darum, den Individuen einen kollektiven Schutz vor sozialen Risiken zu bieten, sondern darum, allen eine Art wirtschaftlichen Raum zuzugestehen, innerhalb dessen sie die Risiken annehmen und ihnen die Stim bieten können. Dies sei die vollständige Individualisierung der Sozialpolitik, die nur noch in einer wahren und grundlegenden Form als Wirtschaftswachstum existiere (ebd. 2006b, 205). Foucault verweist auf die Tendenz, dass die gesamte Gesellschaft wie ein Unternehmen gestaltet wird. Er konstatiert eine Krise des Liberalismus, die aufgrund der implementierten Freiheiten entstand und eine Reihe von Interventionen vom Keynes'schen Typ nach sich zog (ebd. 2006b, 105). Die liberale Regierungskunst sei ein Opfer der Krise der Gouvernementalität (ebd. 2006b, 104ff) und die Entstehung der neoliberalen Politiken eine Antwort darauf (Lemke 1997, 240).⁵ Die Globalisierung der Märkte, die unkontrollierten, stetig zunehmenden Kapitalflüsse, die Deregulierung der Arbeitsmärkte und die sinkende Wachstumsraten bei gleichzeitig steigenden Sozialaus-

5 Foucault untersucht vor allem zwei Formen des Neoliberalismus, den deutschen Nachkriegsliberalismus der Jahre 1948-62 und den US-amerikanischen Liberalismus der Chicagoer Schule (Lemke 1997, 242).

gaben treiben das postfordistische Modell des Sozialstaates in die Krise (Pieper 2007b, 99). Neoliberale Regierungstechniken können sich etablieren, da sie die Sozialstaatskritik von links sowie von rechts aufgreifen und sie im Programm der „Autonomisierung des Sozialen“ (Donzelot 1995) reartikulieren (Lemke 2003, 241/253). Sie unterscheiden sich nach Foucault von den liberal-gouvernementalen Techniken, da sie die Marktwirtschaft und die Politik des *Laissez faire* entkoppeln. Während es der liberalen Politik darum ging, einen wirklichen und konkreten Raum einzurichten, in dem sich das Prinzip des Wettbewerbs verwirklichen konnte, ist das Ziel des Neoliberalismus nicht ein Zustand des *Laissez faire*, sondern der Wachsamkeit und der permanenten Intervention (Foucault 2006b, 188). Im Neoliberalismus wird die Ökonomie zum inhärenten Organisationsprinzip des Staates und zur Maxime seines Handelns (Pieper 2007b, 99). Die neoliberalen Regierungstechniken rufen mit den *Homo oeconomicus* ein Individuum auf die Bühne, das permanent als Unternehmer seiner selbst fungiert. Dieser ist nicht mehr ein Tauschpartner, der seine Handlungen auf die Befriedigung seiner Bedürfnisse ausrichtet, sondern sein eigenes Kapital, sein eigener Produzent und seine eigene Einkommensquelle (Foucault 2006b, 314). Es geht also nicht mehr darum, wie die Freiheiten des Marktes und die Sozialpolitik auszutariieren sind, sondern darum, die soziale Sicherheit in den privaten Bereich zu verlagern. Staatliche Interventionen zur Schaffung des sozialen Ausgleichs bzw. eine Korrektur der Marktergebnisse verlieren ihre Notwendigkeit, da diese durch die „richtige“ Wirtschaftspolitik ersetzt werden. Die ökonomische Maxime operiert über die Bio-Politik und die Selbsttechnologien, indem sie das autonome, selbstverantwortliche Subjekt anruft und den Diskurs über Risiken und Gefahren belebt. Foucault führt in „Die Geburt der Biopolitik“ den Begriff des Humankapitals ein:

„Man gelangt also zu der Vorstellung, daß der Lohn nichts anderes ist als eine Vergütung, als ein Einkommen, das einem bestimmten Kapital zugeteilt ist, einem Kapital, das man Humankapital nennen wird, insofern die Kompetenz/Maschine, deren Einkommen es ist, nicht von der menschlichen Person als ihrem Träger getrennt werden kann.“ (Foucault 2006b, 315 ff)

Auf diesen Begriff muss etwas genauer eingegangen werden, da er ebenfalls ein Bestandteil des theoretischen Fundaments dieser Arbeit ist und im Feld drogengebrauchender Sexarbeiterinnen eine wichtige Rolle spielt, da die Frauen als „Menschenmaterial“ verhandelt werden. Ihre „Andersartigkeit“ wird auf eine fehlende oder verfehlte Investition in ihr Humankapital zurückgeführt. Damit wird ihnen das Recht abgesprochen, entsprechendes Kapital für ihre Dienstleistung zu akkumulieren. Aber gleichzeitig bedienen drogengebrauchende Sexarbeiterinnen einen Markt mit stetiger Nachfrage, der so stabil ist, dass er ohne Werbung bzw. trotz der Anti-Werbung durch das abwertende Stereotyp der „Junkiehuren“ funktioniert. Nach der klassischen kapitalistischen Verwertungslogik müssten drogengebrauchende Sexarbeiterinnen aufgrund dieser Nachfrage, der gesundheitlichen Risiken, die sie eingehen, und der sozialen und kulturellen Zumutungen, denen sie ausgesetzt sind, einen höheren Lohn als die so genannten „professionellen“ Sexarbeiterinnen verlangen können. Die Realität zeigt allerdings das Gegenteil, sie müssen sich mit absoluten Dumpinglöhnen abfinden und werden im öffentlichen Diskurs als Individuen verhandelt, die selber schuld an ihrer Misere sind.

Nach Foucault ist der Lohn nichts anderes als ein Einkommen, das einem auf Grund eines bestimmten Kapitals zugeteilt wird, was eben auch das Humankapital sein kann (Foucault 2006b, 315). Dieses bestehe aus angeborenen und erworbenen Elementen (ebd. 316). Es könne davon ausgegangen werden, dass allgemein bekannt ist, was Humankapital bedeutet, denn die Sorgen und Beunruhigungen über den Erhalt desselben spiegeln sich in den entsprechenden Anrufungen und in den modernen Selbsttechniken, wie pränatale Diagnostik, Vorsorgeuntersuchungen, Gesundheitschecks als Einstellungskriterium, Risikoabschätzung in privaten Krankenkassen, Psychotherapien, Coachings und Schönheitsoperationen, wider.

Foucault erklärt den Begriff des Humankapitals anhand der Genetik. Mit dieser Wissenschaft werden die Risiken, die ein Mensch in sich trägt, sichtbar gemacht und können dann bewertet werden (Foucault 2006b, 318). Die Entscheidung eine riskante genetische Konstellation weiter zu vererben, ist dann unverantwortlich gegenüber dem Gesamtkörper der Gesellschaft. Deshalb geht es in dieser Wissenschaft immer auch um Präventionsmaßnahmen, um diese Risiken auszuschalten oder zu minimieren. Diese Maßnahmen tangieren sämtliche Bereiche des Lebens. Sie beeinflussen letztendlich die Wahl des Wohnortes ebenso wie die Auswahl der Kleidung und des Partners. Ebenfalls bestimmen sie die Entscheidungen für die ökonomischen, gesundheitlichen, sozialen, kulturellen und symbolischen Investitionen in ein Kind, also die Auswahl der Kindertagesstätte, der Schule, des Studienplatzes und des Berufes. Foucault führt in Bezug auf die Genetik an, dass diese nicht mit den traditionellen Begriffen des Rassismus zu fassen sei (Foucault 2006b, 318). Das politische Problem entstehe viel mehr in der Verwendung von Begriffen wie der Konstitution, des Wachstums, der Akkumulation und der Verbesserung des Humankapitals (ebd.). Bei der Bildung von Humankapital geht es nach Foucault um den Aufbau von Kompetenzmaschinen, die in der Zukunft ein Einkommen produzieren werden. Foucault ist zwar auch der Meinung, dass die rassistische Komponente eine Gefahr darstellt, jedoch sei das nicht das aktuelle politische Problem. Bezogen auf die Regierung von Drogengebrauch und Sexarbeit gehe ich hingegen davon aus, dass Rassismus eine ebenso große Rolle spielt.

Im Grunde ist die Welt von Drogengebrauch und Sexarbeit soziologisch erschlossen und als eine „Subkultur“ abseits der Normalität kartografiert. Wenn man der Analyse der Lebenssituation drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen die neoliberale These des Humankapitals zugrunde legt, so kommt man zu dem Schluss, dass in der Kindheit der Frauen die notwendigen Investitionen in das Humankapital nicht erfolgt sind. Viele der Frauen sind im Hilfesystem der öffentlichen Erziehung aufgewachsen oder kommen aus „sozial schwachen“ oder „randständigen“ Familien und Haushalten. Spätestens mit Eintritt in die Szene oder das Milieu sind sie als Risikoträgerinnen „gezeichnet“ und werden entsprechend regiert. Sie müssen um Intelligibilität kämpfen, damit sie überleben können und versuchen ihr Humankapital gegenüber anderen aufzuwerten. Das geschieht auch über rassistische Abgrenzungen gegenüber anderen Sexarbeiterinnen. Im Feld der drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen tritt der Staat nicht nur subjekt-regulierend auf, sondern agiert auch repressiv. Marianne Pieper weist zu Recht auf die Gefahr hin, dass man in der Gouvernementalitätsanalyse die Gewalt- und Herrschaftsverhältnisse aus dem Blick verlieren kann, wenn durch die Fokussierung auf die hegemonialen Regierungstechniken und die Anrufung als autonome Subjekte allzu leicht die Repressionen und Ausschließungsverfahren

übersehen werden (Pieper 2007b, 104). Eine weitere Gefahr sieht Pieper darin, dass Subversionen und Widersetzungen nicht wahrgenommen werden, so dass Subjekte nur die Marionetten staatlicher Interventionen sind (ebd. 104f). Dieses Problem ist virulent, obwohl die Vernachlässigung der Herrschaftsverhältnisse nicht in Foucaults Methodologie angelegt ist. Drogengebrauchende Sexarbeiterinnen sind immer auch gezwungen, sich der Abwertung ihrer selbst zu unterwerfen und den ihnen zugewiesenen Platz des *schlechten Subjekts* einzunehmen, sonst könnten sie nicht überleben. Wie nun die Positionalitäten im Gefüge von Macht und Herrschaft als Selbsttechnologien zum Tragen kommen, wird im nächsten Abschnitt erklärt.

4.1.3 Selbsttechnologien im Gefüge von Macht und Herrschaft

Foucaults Analyse der Selbsttechnologien können nur im Zusammenhang mit seinem Subjekt- und Machtbegriff gedacht werden. Foucault zufolge verfügen Subjekte über Selbstermächtigung bei gleichzeitiger Unterwerfung.

„Das Wort Subjekt hat einen zweifachen Sinn: vermittelt Kontrolle und Abhängigkeit jemandem unterworfen sein und durch Bewußtsein und Selbsterkenntnis seiner eigenen Identität verhaftet zu sein.“ (Foucault 1994a, 246f)

Paul Veyne schreibt, dass das freie Subjekt weit davon entfernt sei souverän zu sein, es sei trotz Freiheit konstituiert (Veyne 2009, 126). Das Subjekt sei nicht „natürlich“, es werde in jeder Epoche durch das Dispositiv und die Diskurse des Augenblicks in Reaktion auf seine individuelle Freiheit geformt (ebd.).

„Zum wahren Wissen und zur Macht kommt die Konstitution des menschlichen Subjekts hinzu, verbunden mit der Frage, wie es sich verhalten soll, z.B. als treuer Vasall oder als Bürger.“ (ebd.)

Das Subjekt wird also durch das Dispositiv seiner Epoche hervorgebracht, es ist Kind seiner Zeit, und es ist unmöglich irgendein Subjekt irgendeiner Zeit zu werden (ebd. 127). Die Menschen, so Foucault, haben niemals aufgehört, sich selbst zu konstruieren, ihre Subjektivität beständig zu verschieben und sich in einer unendlichen und vielfältigen Serie unterschiedlicher Subjektivitäten zu konstituieren (Foucault 2005b, 94). Diese Serie werde niemals enden und stelle uns vor etwas, dass „der Mensch“ sei.

„Die Menschen treten ständig in einen Prozess ein, der sie als Objekte konstituiert und sie dabei gleichzeitig verschiebt, verformt, verwandelt – und der sie als Subjekte umgestaltet.“ (ebd.)

Der Kampf gegen alle Formen der Subjektivierung und gegen die Unterwerfung durch Subjektivität wird heute zunehmend wichtiger, gleichwohl sind die Kämpfe gegen Ausbeutung und Herrschaft nicht verschwunden (Foucault 1994a, 247). Für Foucault ist klar, dass Subjektivierungsmechanismen nicht ohne ihre Beziehung zu Ausbeutungs- und Herrschaftsmechanismen studiert werden können (ebd.). Ihm geht es im Hinblick auf den Wahnsinn, die Delinquenz, die Krankheit und die Sexualität um den Nachweis, wie durch die Koppelung von Praktiken an die Herrschaft der

Wahrheit ein Dispositiv des Wissens und der Macht entsteht (ders. 2006b, 39). Was als wahr gilt, wird befolgt und verschafft sich Gehorsam (Veyne 2009, 115). Der Diskurs schreibt sich in die Realität ein, weil in der Realität die Macht überall anzutreffen ist (ebd.). Wenn man aufhören würde, sich eine enge und phantastische Vorstellung von der Macht zu machen, wenn man sie nicht nur auf den Staat und die Zentralgewalt beziehen würde, könnte man dieses „kalte Monster“ überall wahrnehmen (ebd.). Veyne schreibt, nach Foucaults Definition sei Macht die Fähigkeit, die Verhaltensweisen der Mitmenschen zu steuern, ohne körperlich einzugreifen, und die Menschen in Marsch zu setzen, ohne ihre Füße und Beine eigenhändig in die angemessene Position bringen zu müssen. Es gebe sie überall, in der Familie zwischen den Liebenden, im Büro, in den Werkstätten und in den Einbahnstraßen (ebd.). Die Macht sei allgegenwärtig und entsprechend Foucaults Subjektbegriff sei demzufolge auch die Freiheit überall, denn es bestehe immer die Option sich entweder zu widersetzen oder sich alles gefallen zu lassen (ebd.). Bei der Untersuchung der Selbstführung interessiert Foucault, an welchen Punkten sich die Machttechnologien mit den Möglichkeiten des Einwirkens der Individuen auf sich selbst verknüpfen (Lemke 2003, 265; Foucault 1989, 18). Die Machttechnologien können sich der Selbsttechnologien nicht einfach bedienen, da ihre Existenzbedingung die Freiheit der Subjekte ist. Die direkte Einwirkung auf das Subjekt in einer Weise, dass ihm keine Handlungsoptionen mehr zur Verfügung stehen, bezeichnet Foucault als Gewaltverhältnis (Foucault 1994a, 254). Ein Machtverhältnis hingegen ist dann eine Handlungsweise, die nicht direkt und unmittelbar auf die anderen einwirkt, sondern eben nur deren Handeln beeinflusst.

„Ein Gewaltverhältnis wirkt auf einen Körper, wirkt auf Dinge ein: es zwingt, beugt, bricht, es zerstört: es schließt alle Möglichkeiten aus; es bleibt ihm kein anderer Gegenpol als der der Passivität. Und wenn es auf Widerstand stößt, hat es keine andere Wahl als diesen niederzuzwingen.“ (ebd.)

Ein Machtverhältnis hingegen basiert immer auf zwei Elementen (ebd.). Es eröffnet vor dem Subjekt „ein ganzes Feld von möglichen Antworten, Reaktionen, Wirkungen, Erfindungen“, damit bleibt es „als Subjekt des Handelns bis zuletzt anerkannt und erhalten“ (ebd.). Damit sieht Foucault die Subjektivierung als einen Prozess, der von den Interaktionen zwischen der Unterwerfung und der Freiheit charakterisiert wird. Die Regierung der Subjekte, die nach Foucault eine spezifische Form von Macht darstellt, zielt insofern weniger auf die Unterdrückung der Subjekte, sondern vielmehr „auf die Erfindung und Förderung von Selbsttechnologien, die an Regierungsziele gekoppelt werden können“ (Bröckling/Krasmann/Lemke 2000, 29). Foucault unterscheidet im Rahmen seiner Gouvernementalitätsanalyse zwischen Herrschafts- und Selbsttechnologien. Ihm kommt es darauf an zu analysieren, wie sich die Herrschaft über die Individuen jener Prozesse bedient, in denen das Individuum auf sich selbst einwirkt, und wie diese Selbsttechnologien in die Herrschafts- und Zwangsstrukturen integriert werden (Bröckling/Krasmann/Lemke 2000, 21/28f; Foucault 1984, 34f). Die Selbsttechniken werden von Foucault folgendermaßen definiert:

„Es sind ‚zweifelloso in jeder Kultur Verfahren vorhanden, die den Individuen angeboten oder auferlegt werden, damit sie ihre Identität in Abhängigkeit von einer Reihe vorgegebener Zwe-

cke und im Rahmen von Verhältnissen der Selbstmeisterung und der Selbsterkenntnis fixieren, bewahren oder verändern.“ (Foucault 1981 zit. n. Gros 2004, 623)

Es geht also nicht mehr darum, bestimmte Handlungsoptionen zu verbieten, sondern die Subjekte zu einem bestimmten Handeln zu bewegen (Bröckling/Krasmann/Lemke 2000, 29). Daraus ergibt sich die Forderung von diesen „Freiheiten“ auch Gebrauch zu machen. Diese „Freiheiten“ können jederzeit auch in einen Zwang zum Handeln umgewandelt werden. Wer es nämlich an Initiative, Dynamik, Mobilität, Anpassungsfähigkeit und Flexibilität fehlen lässt, dem wird die Fähigkeit abgesprochen, ein freies und rationales Subjekt zu sein (Bröckling/Krasmann/Lemke 2000, 30). Foucaults Techniken des Selbst sind also eingebettet in die Theorie der Machtverhältnisse, die Theorie der Gouvernementalität, die Theorie der „Regierung seiner selbst und der anderen“ sowie der Theorie zur „Beziehung seiner selbst zu sich“. Diese vier Konzepte bilden bei Foucault ein Raster, in das alle Fragen der Politik und der Ethik einzubetten sind (Foucault 2004, 314). Mit Ethik meint Foucault in diesem Zusammenhang die Ethik des Selbst, die auch eine Selbsttechnik ist. Foucaults Interesse an den Selbsttechnologien bedeutet keinen Abschied von der Machtanalytik, sondern diese dient der verfeinerten Untersuchung von Machtmechanismen (Bröckling/Krasmann/Lemke 2000, 29). Foucault weist darauf hin, dass die Wechselwirkung zwischen den Herrschaftstechniken und den Selbsttechniken zu untersuchen sei (Foucault 1993, 203). Neben den Punkten, an denen die Herrschaft über die Individuen ansetzt, müsse man auch jene Punkte betrachten, in denen die Selbsttechnologien in die Zwangs- oder Herrschaftsstrukturen integriert werden. Den Berührungspunkt zwischen den Techniken, durch welche die Individuen von Anderen gelenkt werden, und der Art und Weise ihrer Selbstführung nennt Foucault Regierung. Diese wird zum wandlungsfähigen Gleichgewicht mit Ergänzungen und Konflikten zwischen den Techniken, die den Zwang sicherstellen, und Prozessen, durch die sich das Selbst konstruiert (Bröckling/Krasmann/Lemke 2000, 29).

„I think if one wants to analyze the genealogy of the subject in Western civilization, he has to take into account not only techniques of domination but also techniques of the self. Let's say: he has to take into account the interaction between those two types of techniques – techniques of domination and techniques of the self. He has to take into account the points where the technologies of domination of individuals over one another have recourse to processes by which the individual acts upon himself. And conversely, he has to take into account the points where the techniques of the self are integrated into structures of coercion or domination. The contact point, where the individuals are driven by other is tied to the way they conduct themselves, is what we can call, I think, government. Governing people, in the broad meaning of the word, governing people is not a way to force people to do what the governor wants; it is always a versatile equilibrium, with complementarity and conflicts between techniques which assure coercion and processes through which the self is constructed or modified by himself.“ (Foucault 1993a, 203f)

Foucaults Konzept der Selbsttechnologien ist für diese Arbeit wichtig, weil es im Zusammenspiel mit seinem Verständnis von Macht erklärt, wie die alltägliche Unterwerfung und Widersetzung der drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen auf den drei Ebenen von Identität, Repräsentation und Struktur verwoben sind (siehe 4.2/5.3). Mit

Foucaults Ansatz der Sorge um sich können mögliche Widersetzungen erfasst werden, was im folgenden Absatz beschrieben wird.

4.1.4 Sorge um sich als Herrschaftskritik und Voraussetzung für Empowerment

In den späteren Arbeiten von Foucault spielen die Praxis der Selbstformierung und die Praxis des Selbst eine zentrale Rolle. Foucault ist der Annahme, dass die Praxis des Selbst seit der griechisch-römischen Antike ein wichtiges Phänomen in unseren Gesellschaften ist (Foucault 2005c, 876). Die Selbstformierung begreift Foucault als eine Form der Askese, wobei er den Begriff nicht im Sinne einer Moral des Verzichts verwendet, sondern um den Vorgang zu bezeichnen, in dem das Subjekt auf sich selbst einwirkt, sich selbst bearbeitet und in eine bestimmte Form des Seins transformiert. Die *Arbeit an sich selbst* versteht er nicht als einen Prozess der Befreiung, um ein positives Verhältnis zu sich selbst herzustellen, da nicht von einem Wesen ausgegangen werden könne, das lediglich durch das Aufsprengen repressiver Riegel wieder mit sich selbst versöhnt würde und dadurch seine Natur wiederfände. Foucault insistiert auf die Praktiken der Freiheit und fordert, sich eher mit dem ethischen Problem ihrer Definition auseinanderzusetzen, als ständig zu beteuern, dass man sich von etwas befreien muss (Foucault 2005c, 877). Allerdings setzt die erfolgreiche Umsetzung der Praktiken der Freiheit einen gewissen Grad an Befreiung voraus. An dieser Stelle führt er den Begriff der Herrschaft in seine Analyse ein, die er deutlich von den Machtbeziehungen unterscheidet (ebd. 877f). Allerdings ist er in seinen Analysen eher an den Machtbeziehungen interessiert. In den menschlichen Beziehungen existiere ein ganzes Bündel von Machtbeziehungen, „die zwischen den Individuen, innerhalb der Familie, in einer pädagogischen Beziehung oder im politischen Körper wirksam werden“ (ebd. 878). In der Analyse der Machtbeziehung wird man jedoch immer wieder mit Zuständen und Tatsachen konfrontiert, die auf Herrschaftsverhältnisse zurückzuführen sind. Sie blockieren die Machtbeziehungen und machen Veränderungen unmöglich. Weil in solchen Herrschaftszuständen die Praktiken der Freiheit nur einseitig oder eingeschränkt existieren, wird Befreiung zur historischen und politischen Bedingung für die *Praxis der Freiheit* (ebd. 878). Für Foucault ist die Freiheit ethisch zu praktizieren und sie ist die ontologische Bedingung der Ethik. „Aber die Ethik ist die reflektierte Form, die die Freiheit annimmt“ (ebd. 879). Foucault verweist auf die griechische Antike, in der die Freiheit des Individuums als ethisches Problem thematisiert wurde. Das Ethos war die Seinsweise des Subjekts und eine bestimmte, für andere sichtbare Weise des Handelns. Damit die Praxis der Freiheit in einem *ethos* Gestalt annehmen kann, muss das Selbst an sich arbeiten (ebd. 882). Die Freiheit ist an sich politisch, wenn frei sein bedeutet, nicht Sklave seiner selbst und seiner Begierden zu sein. Das impliziert, dass man zu sich selbst eine bestimmte Machtbeziehung herstellen sollte, im Sinne einer „Selbst“-Beherrschung oder -Führung. Foucault hat in seiner Vorlesungsreihe „Hermeneutik des Subjekts“ unter anderem die historische und theoretische Wandlung der Subjektposition von der Sorge um sich Selbst hin zum Erkenne Dich Selbst untersucht (Foucault 2004; ebd. 2005c). Er arbeitet hierzu die Unterschiede zwischen der griechisch-römischen und der christlichen Askese heraus. Seine Untersuchungen zeigen, dass die antike Askese im Unterschied zur christlichen nicht den Selbstverzicht beinhaltet,

sondern ein erfülltes, vollendetes und umfassendes Verhältnis zu sich selbst beschreibt. *Paraskeue* bedeutet die zielgerichtete und zugleich offene Vorbereitung des Individuums auf Ereignisse des Lebens, die auch furchtbar sein können. Wir sollen uns mit etwas ausstatten, das es uns erlaubt, das Selbst zu schützen, anstatt auf etwas, das wir sind oder haben, zu verzichten. Es geht um Entfaltung, nicht darum, Höchstleistungen im Verzicht zu erbringen (Foucault 2004, 387–407).

„Es geht mitnichten darum, alle uns gegebenen Möglichkeiten zu entfalten. Es geht nicht einmal darum, in dem einen oder anderen Bereich zu einer Höchstleistung vorzustößen, die erlaubt, den Sieg über andere davonzutragen.“ (ebd. 394)

Foucault arbeitet heraus, dass das *Erkenne Dich Selbst* die *Maxime Achte auf Dich Selbst* in den Hintergrund gedrängt hat, weil die christlichen Moralvorstellungen in der Sorge um sich etwas Unmoralisches argwöhnen (ebd. 2005d, 972). Sich selbst zu erkennen, hieße Selbstlosigkeit zu erreichen, um damit die Vorbedingung zu schaffen, das Heil zu erblicken (ebd.). Später wurde die Selbsterkenntnis des denkenden Subjekts in der Philosophie von Descartes bis Husserl als erster Schritt der Erkenntnistheorie gesehen, womit sie eine fundamentale Bedeutung erlangte (ebd. 973).

„In der griechisch-römischen Kultur erschien die Selbsterkenntnis als Folge der Sorge um sich selbst. In der Moderne dagegen verkörpert die Selbsterkenntnis das fundamentale Prinzip.“ (ebd.)

Die Sorge um sich ist in sich selbst ethisch, da sie auch komplexe Beziehungen zu Anderen einschlieÙe. Sie zielt immer auch auf das Wohl der Anderen, es ging den Griechen darum, den Raum der Macht im Sinne einer Nicht-Herrschaft gut zu verwalten (Foucault 2005c, 883). Der Denkansatz der Sorge um sich enthielt in der griechisch-römischen Antike nicht die Gefahr einer tyrannischen Machtausübung im Sinne einer Herrschaft über Andere, da in ihrer Konzeption explizit der Machtmissbrauch über die Anderen verhindert wird (ebd. 885). Erst viel später, so Foucault, wird die Liebe zu sich selbst als Wurzel verschiedener moralischer Fehler betrachtet. Im Christentum wird die Sorge um sich aus dem Gleichgewicht gebracht, es geht zwar weiterhin darum, sein Heil zu suchen, jetzt jedoch im Verzicht auf das Selbst (ebd. 885f). Um den Bogen zum Subjekt wieder zu schließen, sei nochmals darauf hingewiesen, dass Foucaults Ansatz darin besteht, das Verhältnis zwischen Subjekt und Wahrheit dahingehend zu analysieren, wie sich das Subjekt durch eine Reihe von Praktiken der Macht auf die eine oder andere Weise als wahnsinnig, delinquent oder normiert konstituiert. Für Foucault ist das Subjekt ein Konstrukt, das nicht mit sich selbst identisch ist (ebd. 888). Wir haben eine andere Art von Verhältnis zu uns selbst, wenn wir uns als politische Frauen konstituieren, als wenn wir versuchen, uns als Wissenschaftlerinnen zu etablieren. Foucault unterscheidet zwischen dem passiven und dem aktiven Subjekt. Ersteres konstituiert sich durch eine Folge von Zwangssystemen zum Beispiel als wahnsinnig, was aber nicht mit unfrei gleichzusetzen ist. Auch das aktive Subjekt, das sich zwar durch Praktiken des Selbst konstituiert, trifft immer auch auf vorgegebene Schemata, die ihm durch die Gesellschaft aufgezwungen werden. Es ist keinesfalls in der Lage, diese Praktiken selbst zu erfinden (ebd. 889). Wenn man sich einem solchen Verständnis von Subjekt, Macht und

Herrschaft anschließt, stellt sich die Frage, wie dann Widersetzung gedacht werden kann. In dem Gespräch „Nein zum König Sex“ wird Foucault gefragt, ob er durch die Aussage, „da wo es Macht gibt, gibt es Widerstand“, die Natur zurückbringe, die er zu verabschieden wünsche (Foucault 2003b, 351). Foucault geht in der Antwort genauer auf seine Vorstellung von Widerstand ein. Die Aussage ist für ihn eine Tautologie. Widerstand ist für ihn keine Substanz, er geht der Macht, gegen die er sich stellt, nicht zeitlich voraus, er ist von gleicher Ausdehnung zu ihr und absolut zeitgleich zu ihr.

„Um zu widerstehen muss er wie die Macht sein. So erfindungsreich, so beweglich und so produktiv wie sie. Er muss sich organisieren, zusammenballen und zementieren wie sie. Er muss wie sie von unten kommen und sich strategisch verteilen.“ (ebd.)

Ein Machtverhältnis beinhaltet immer einen Widerstandsmöglichkeit. „Wir sind niemals von der Macht in die Falle getrieben worden: Man kann stets, unter bestimmten Bedingungen und nach einer genauen Strategie, ihren Zugriff verändern“ (ebd. 352). Foucault versteht Macht immer als ein Geflecht von Beziehungen, „in denen der eine das Verhalten des anderen zu lenken versucht.“ (Foucault 2005c, 890). Machtbeziehungen kann es immer nur in dem Maße geben, in dem die Subjekte frei sind, es bedarf auf beiden Seiten einer bestimmten Form der Freiheit.

„Das heißt, dass es in Machtbeziehungen notwendigerweise Möglichkeiten des Widerstands gibt, denn wenn es keine Möglichkeiten des Widerstands – gewaltsamer Widerstand, Flucht, List, Strategien, die die Situation umkehren – gäbe, dann gäbe es überhaupt keine Machtbeziehung.“ (Foucault 2005c, 890)

Foucault postuliert, dass die Machtbeziehungen das gesamte soziale Feld durchziehen, weil es überall Freiheit gibt. Er unterscheidet, wie oben bereits eingeführt, die Machtbeziehungen von Herrschaftszuständen. Letztere sind Zustände, in denen die Macht derart verfestigt ist, dass sie auf Dauer asymmetrisch wirkt und somit der Spielraum der Freiheit äußerst beschränkt ist (Foucault 2005c, 891). An dieser Stelle spannt sich ein Bogen zur Analyse meiner Interviews. Die drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen beschreiben dort ihre schwache Position, also eine strukturelle Machtasymmetrie und ihre beschränkten Möglichkeiten, in dieser zu agieren, wenn sie versuchen diese auf unterschiedliche Weisen zu unterlaufen (siehe 6.4). Deshalb habe ich mich entschlossen die Machtasymmetrie als eine Kategorie in die Beschreibung der Handlungsfähigkeit drogengebrauchender Sexarbeiterinnen aufzunehmen (siehe 6.4).

Foucault sieht ein Problem darin, herauszufinden, wo sich Widerstand in Fällen der ökonomischen, sozialen, institutionellen oder sexuellen Herrschaft formieren kann (ebd.). Um darauf eine Antwort zu finden, muss der Typus und die Form der Herrschaft genau analysiert werden. Mittels der Intersektionalen Mehrebenenanalyse konnte ich die Interviews hinsichtlich der verschiedenen Formen von Herrschaft auswerten und diese ins Verhältnis zu den Widersetzungen stellen. Das führte zu der Erkenntnis, dass es eines gewissen Maßes an Handlungsfähigkeit bedarf, eben der Freiheit, die Foucault beschreibt, um Widersetzung nicht als destruktive, zerstörerische Handlung gegen sich selbst zu richten, sondern sie als Position des „nicht so re-

giert werden zu wollen“ und als Strategie der Sorge um sich zu praktizieren. Nach Foucault können in den Strategien die Mechanismen entschlüsselt werden, die in den Machtverhältnissen zum Zuge kommen (Foucault 1994a, 259). Die Beziehung zwischen den Machtverhältnissen und den Strategien der Auseinandersetzung ist für ihn dabei am wichtigsten (ebd.).

„Denn wenn es stimmt, daß es im Kern der Machtverhältnisse und als deren ständige Existenzbedingung das Aufbegehren und die widerspenstigen Freiheiten gibt, dann gibt es kein Machtverhältnis ohne Widerstand, ohne Ausweg oder Flucht, ohne eventuelle Umkehrung. Jegliche Machtbeziehung impliziert deshalb – zumindest virtuell – eine Kampfstrategie, ohne daß sich deswegen beide überlagern, ihre Spezifität verlieren und sich letztlich verwischen.“ (Foucault 1994a, 259f)

Die Macht ist für Foucault nicht das Böse, sondern ein strategisches Spiel (Foucault 2005c, 899). Es sei nichts Schlechtes daran, wenn jemand in einem „Wahrheitsspiel“ überlegen sei und seinem Gegenüber Techniken und Wissen vermittele (ebd.). Das Problem bestehe darin, Herrschaftseffekte in einer solchen Beziehung zu vermeiden, was man in Form von Regeln, vernünftigen Regierungstechniken, dem *ethos*, der Praxis des Selbst und durch Gewährung von Freiheit erreichen könne (Foucault 2005c, 899). In Foucaults Machtanalyse gibt es drei zentrale Komponenten:

1. Die Machtbeziehungen ist ein strategisches Spiel, dass zwischen den Freiheiten mit dem Ziel ausgetragen wird, das Verhalten der einen Seite zu bestimmen, welche wiederum versucht, sich nicht bestimmen zu lassen und im Gegenzug das Verhalten der anderen Seite zu bestimmen.
2. Die Herrschaftszustände sind Zustände, in den die Machtbeziehungen einen Grad der Asymmetrie erreicht haben, der das Spiel unmöglich macht, da immer die eine Seite gewinnt. Sie werden üblicherweise Macht genannt.
3. Die Regierungstechnologien agieren zwischen der ersten und der zweiten Komponente und versuchen die Herrschaftszustände aufzubauen und zu erhalten. Deshalb müssen sie genau analysiert werden (Foucault 2005c, 900).

Aus diesem Machtverständnis und durch den Bezug des Selbst auf sich konfiguriert Foucault einen Begriff von Widerstand gegen die politische Macht, die er als einen Herrschaftszustand versteht (ebd. 901). Ein Regierungsdenken, das den Selbstbezug impliziert, bezeichnet er als *Gouvernementalität*. Die Sichtweise Foucaults auf den Widerstand ist meiner Auswertung inhärent, um der Gefahr einer Verengung auf die Rechtsposition zu entgehen. Dies ist naheliegend, da drogengebrauchende Sexarbeiterinnen als Subjekte konstruiert sind, die den größten Teil ihrer Rechte verloren haben. Eine Analyse, die nur von der Struktur oder den Dispositiven ausginge, würde als Ergebnis liefern, dass das juristische Subjekt durch die Rechtsverletzungen und Widersetzungen immer rechtloser würde und könnte keinerlei Handlungsfähigkeit erfassen. Um das zu vermeiden, kann ich mit dem Begriff der Selbsttechnologien die Strategien, die Freiheit – die Handlungsfähigkeit drogengebrauchender Sexarbeiterinnen – und die Ansatzpunkte einer Ethik des Selbst oder einer Sorge um sich analysieren.

Widersetzung im Sinne von Foucault zu denken, lässt sich mit dem weiter oben schon genannten Satz: „Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand“ (Foucault 1995, 116) beschreiben. Für ihn liegt der Widerstand niemals außerhalb der Macht, er plädiert dafür, den strikt relationalen Charakter der Machtverhältnisse anzuerkennen.

„Diese Widerstandspunkte sind überall im Machtnetz präsent. Darum gibt es im Verhältnis zur Macht nicht den einen Ort der Großen Weigerung [...]. Sondern es gibt einzelne Widerstände: mögliche, notwendige, unwahrscheinliche, spontane, wilde, einsame, abgestimmte, kriecherische, gewalttätige, unversöhnliche, kompromissbereite, interessierte oder opferbereite Widerstände.“ (ebd. 117)

In seiner Rede zur Verteidigung der *Boatpeople* forderte Foucault dazu auf, die Menschenrechte neu zu deklarieren und sich dabei drei Grundsätze ins Bewusstsein zu rufen (Foucault 2005f, 873):

1. Es existiert eine internationale Bürgerschaft, die das Recht und die Pflicht hat, sich gegen jeden Machtmissbrauch zu erheben. Schließlich sind wir alle Regierete und dadurch solidarisch miteinander verbunden (ebd. 874).
2. Die Regierungen legitimieren mit dem Argument, sich um das Glück der Gesellschaften zu kümmern, ihre Unterlassungen und ihre Entscheidungen Menschen ins Unglück stürzen. Die internationale Bürgerschaft hat die Pflicht und das absolute Recht, sich gegen die Machtinhaber zu erheben, um das Unglück von Menschen zu verhindern (ebd.).
3. Foucault führt die Aktivitäten verschiedener NGOs an, um zu verdeutlichen, wie wichtig es ist, sich nicht nur theatralisch gegenüber den Regierungen zu empören, sondern „wirksam in den Bereich der Politiken und der internationalen Strategien einzugreifen. Der Wille der Individuen muss sich in eine Wirklichkeit eintragen, für die die Regierungen sich das Monopol reservieren wollten“ (ebd. 874f).

Diese Rede verdeutlicht noch einmal Foucaults Auffassung von Macht, Herrschaft, Subjekt und Freiheit. Sie erinnert an die Möglichkeit, das Recht sowie die Pflicht zur Widersetzung. Foucaults Rede skandalisiert zwar konkrete politische Entscheidungen, jedoch betrifft ihr Inhalt alle gesellschaftlichen Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse. Deshalb kann sie auch auf die „skandalösen“ Lebensumstände drogengebrauchender Sexarbeiterinnen bezogen werden, die unter den Entscheidungen oder Unterlassungen politischer MachthaberInnen zu leiden haben. Sich zu solidarisieren und zu erheben, um Widerstand gegen die Herrschenden leisten zu können, setzt die Ethik der Sorge um sich selbst voraus. Eine Gesellschaft, die die Ethik der Sorge um sich selbst erfolgreich praktiziert, braucht keine Repressionen, die auf Kosten von Minderheiten die Mehrheit vor sich selbst schützt.

Foucault betrachtet in der Untersuchung zur Sorge um sich selbst und zum Selbstbezug auch die Frage, ob es möglich ist, eine Ethik und eine Ästhetik des Selbst auszubilden oder wiederherzustellen (ebd. 2004, 313). Nach Foucault ist der erste und letzte Punkt des Widerstands gegen die politische Macht die Beziehung *Seiner zu sich selbst* (ebd. 313). Das eigensinnige und für sich selbst sorgende Subjekt ist nach Foucault die grundlegende Voraussetzung, um Empowerment-

perspektiven begründen zu können (Keupp 2000, 3). Dieser Ansicht ist auch die Weltgesundheitsorganisation, denn sie formulierte folgenden zentralen Programmpunkt für Empowerment in ihrer Erklärung der Ottawa-Charta:

„Gesundheit wird von Menschen in ihrer alltäglichen Umwelt geschaffen und gelebt: dort, wo sie spielen, lernen, arbeiten und lieben. Gesundheit entsteht dadurch, daß man sich um sich selbst und für andere sorgt, daß man in die Lage versetzt ist, selber Entscheidungen zu fällen und eine Kontrolle über die eigenen Lebensumstände auszuüben sowie dadurch, daß die Gesellschaft, in der man lebt, Bedingungen herstellt, die allen ihren Bürgern Gesundheit ermöglichen.“ (zit. n. Keupp 2000, 14)

Deshalb ist die Herausarbeitung der Ethik des Selbst in den Selbsttechnologien drogengebrauchender Sexarbeiterinnen eine wichtige Aufgabe dieser Arbeit. Die Selbstsorge stellt eine wichtige Kompetenz für ein selbstbestimmtes und solidarisches Leben dar. Individuen müssen in die Lage versetzt werden, für sich und Andere zu sorgen, um ein gutes Leben führen zu können. Eine Politik, die sich der Selbstsorge verpflichtet fühlt, darf eben nicht postulieren, „jeder ist seines Glückes Schmied“, sondern muss aufgrund bestehender Ungleichheiten und Diskriminierungen, die eine strukturelle Unterstützung notwendig machen, gesellschaftliche Werte etablieren, die der Vision einer Ethik des Selbst folgen.

Aus Foucaults Macht- und Herrschaftsbegriff, seinem Konzept der Biopolitik und Gouvernementalität sowie den daraus resultierenden Selbsttechniken ergibt sich ein theoretischer Rahmen, der den Alltag drogengebrauchender Sexarbeiterinnen erfassen kann. Mit Foucaults Selbstsorge ist weder der Selbstkult, noch die christlich-jüdische Seelensuche (Foucault 1994b, 283f) oder gar der *Unternehmer seiner selbst* gemeint. Sie beschreibt genau das Gegenteil einer neoliberalen, individualisierten und egoistischen Subjektkonstruktion. Sie bietet die Möglichkeit verstehen zu können, „kraft welcher Mechanismen wir zu Gefangenen unserer eigenen Geschichte geworden sind“ (ebd. 245). Selbstsorge bedeutet die Regierung seiner selbst nicht Anderen zu überlassen und dafür zu sorgen, dass Machtbeziehungen sich nicht in Herrschaftszustände verwandeln (Keupp 2000, 18). Allerdings setzt eine erfolgreich praktizierte Selbstsorge nicht nur Rechte, sondern auch gesellschaftliche Ressourcen voraus. Sind weder die einen noch die anderen vorhanden, verkommt Empowerment zum Zynismus.

Der Begriff Empowerment hat seine historischen Wurzeln in den USA und stammt ursprünglich aus der Sozialen Arbeit, wo Empowermentkonzepte die Selbstgestaltungskräfte und Ressourcen der Adressaten Sozialer Arbeit fokussieren (Herriger 2002, 7). Er taucht 1976 das erste Mal als Titelbestandteil des Handbuchs *Black Empowerment. Social Work in Oppressed Communities* auf (Bröckling 2007, 185). In meiner Arbeit wird Empowerment für den Zusammenhang von Widersetzung und Handlungsfähigkeit verwendet und hauptsächlich aus dem Datenmaterial hergeleitet. Ich orientiere mich im Wesentlichen an den Definitionen von NGO's, die sich wiederum an Paolo Freire anlehnen. Empowerment wird als eine kontinuierliche Strategie gesehen, die strukturelle Veränderungen zum Ziel hat. Die Individuen selbst verändern sich durch das Zusammenspiel von Dialog, Reflexion und Aktion, um gesellschaftlich diskriminierende Strukturen umzuwandeln. Es geht um die kreative Teilhabe, mit dem Ziel in die Realität selbst einzugreifen und sie zu verändern

(Freire, Paolo 1983, 10). Norbert Herriger liefert folgende Definition für Empowerment:

„Der Begriff ‚Empowerment‘ bedeutet Selbstbefähigung, Stärkung von Eigenmacht, Autonomie und Selbstverfügung. Empowerment beschreibt mutmachende Prozesse der Selbstermächtigung, in denen Menschen in Situationen des Mangels, der Benachteiligung oder der gesellschaftlichen Ausgrenzung beginnen, ihre Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen, in denen sie sich ihrer Fähigkeiten bewusst werden, eigene Kräfte entwickeln und ihre individuellen und kollektiven Ressourcen zu einer selbstbestimmten Lebensführung nutzen lernen. Empowerment – auf eine kurze Formel gebracht – zielt auf die (Wieder-) Herstellung von Selbstbestimmung über die Umstände des eigenen Alltags.“ (Herriger 2002, 18)

Deshalb ist es zwingend notwendig, den Unterschied zwischen den marginalisierten Positionalitäten herauszuarbeiten und zu verdeutlichen, dass „Beschaffungsprostituierte“ nicht mehr nur als Risikogruppe, sondern auch als überflüssige Gruppe verhandelt werden. Dem werde ich jedoch gegenüberstellen, dass sie trotzdem um Selbstsorge ringen, obwohl sie häufig weder über gesellschaftliche Ressourcen noch über Rechte verfügen.

4.1.5 Verworfenen und überflüssigen Risikogruppen

In diesem Abschnitt stelle ich einen Anschluss zwischen Foucaults Konzept der Gouvernementalität, der Selbstsorge und den von der Gesellschaft Verworfenen her. Dabei soll verdeutlicht werden, warum Marginalisierte, die einst als Risiko verhandelt wurden, mittlerweile obendrein als wertlos gelten.

Wenn wir vom Abbau des Wohlfahrtsstaates sprechen, so geht das einher mit einer Verlagerung der Verantwortung ins Private. Nikolas Rose argumentiert, dass die neue Rhetorik der „individuellen Vorsorge“ gegen das Risiko nicht mehr auf Gegenseitigkeit, sondern auf Autonomie beruht (Rose 2000, 97). Hier werden vertraute Techniken benutzt, um Zukunftsängste zu schüren, um individuell das Risiko unter Kontrolle zu halten. Diejenigen, die gesellschaftlich integriert sind, die über Bildung und die finanziellen und moralischen Möglichkeiten verfügen, werden als aktive Bürger handeln und ihr Leben wie ein Unternehmen führen (ebd. 94). Die Marginalisierten sind aus dieser Sicht unfähig ihr Leben selbst in den Griff zu bekommen, sie sind nicht integrierbar. Ihr Lebensstil und ihr Gebaren werden als Vorwurf und Bedrohung für die öffentliche Zufriedenheit und die politische Ordnung wahrgenommen (ebd. 95). Für die Integrierten gilt die Moral der Lebensstiloptimierung, welche sich im Risikomanagement niederschlägt, was nicht nur den Abschluss von Versicherungen betrifft, sondern sich tief in das Alltagsleben über die Fragen, wo wohnt, was isst und trinkt, wo kauft, in welches Fitness-Studio geht, welche Vorsorgeuntersuchung macht man usw., einschreibt. Dies setzt eine Spirale der Risikoüberwachung in Gang, und unsichere Bereiche, wie z.B. soziale Brennpunkte und Drogenmeilen, werden nur noch als gefährlich wahrgenommen (ebd. 98). Gesellschaftliche Risiken, so Thomas Lemke, Susanne Krasmann und Ulrich Bröckling, existieren nicht einfach so oder sind nicht einfach sprunghaft angestiegen, wie es uns derzeit signalisiert wird. Risiken werden eher erfunden als gefunden (Bröckling/Krasmann/Lemke 2000, 21). Sie existieren nicht als naturwissenschaftliche Tatsache, sondern ihr „Realitäts-

index“ ist Resultat einer sozialen Problematisierung. Sie repräsentieren eine bestimmte Form der Wahrnehmung und Bewertung der Realität und des Denkens, die das Ziel hat, die Risiken „regierbar“ zu machen (ebd. 22). Auf der Grundlage einer solchen „Risikorationalität“ lassen sich Subjekte von Interventionen bestimmen und die Grenzen „legitimen Handelns“ festlegen (ebd.). Somit ist auch Sozialarbeit ein „Regieren der Risiken“, das Charakteristikum einer neoliberalen Rationalität, die auf eine Problematisierung sozialer Sicherheiten und wohlfahrtsstaatlicher Garantien zielt (ebd.).

Wie regiert man aber die Marginalität? Hier kommen die Prozesse der permanenten Verhaltensmodulation nicht ohne Disziplinierungsmaßnahmen bzw. Zwangsmaßnahmen und Wegsperrungen aus, was der Anstieg der Gefangenenzahlen beweist (Rose 2000, 99f). Die Marginalisierten sind fragmentiert und voneinander getrennt, was zur Folge hat, dass sich eine Vielzahl von ExpertInnen um sie kümmern muss (ebd. 102). Es scheint als gäbe es außerhalb des Gemeinwesens und der Überwachungsgesellschaft eine Vielzahl von Mikrosectoren, die nicht willens oder nicht in der Lage sind, ein selbstbestimmtes und verantwortliches Leben mit dem entsprechenden Risikomanagement zu führen (ebd. 103). Anstelle des Wohlfahrtsstaates wirkt hier ein autonomer Bereich von Betroffenen, ehemals Betroffener und freiwilliger HelferInnen, die an den Rändern der Gesellschaft tätig sind, so Rose. Diese freiwilligen Projekte oder Initiativen werden durch Zuschüsse finanziert und mehr und mehr zu Anbietern von Dienstleistungen im Management der Mikrosectoren oder des Elends (ebd.). Durch die neuen Praktiken der Ausschließung wird die soziale Logik der Wohlfahrtsbürokratie abgelöst durch eine neue Logik des Wettbewerbs, der Marktsegmentierung und des Leistungsmanagements. Es wird eine gewaltige Ausbildungs- und Weiterbildungsmaschinerie angeworfen, um die in den Sektoren der Exkludierten Tätigen zu befähigen und wirkungsmächtig zu machen (ebd.). In der konsequenten Anwendung dieser Logik müssen die hier Tätigen die Kosten dieser Ausbildungen weitestgehend selbst tragen, denn auch sie sollen investieren, um sich gegen ihr eigenes Risiko der Arbeitslosigkeit abzusichern.

Der Sozialstaat versucht, den Bedürftigen neben der Grundabsicherung ihres Lebensstandards durch Resozialisierungs- und Reintegrationsmaßnahmen die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben der Mehrheit zu ermöglichen. Dieser Ansatz wird heute mit dem Hinweis auf die „leeren Kassen“ und die angebliche Ineffizienz aufgekündigt und durch eine übergeordnete Strategie des Gefahren- und Risikomanagements ersetzt, so Henning Schmidt-Semisch. Im Zentrum der Aktivitäten steht jetzt die Gefährlichkeit des Individuums (Schmidt-Semisch 2000, 179). Erkennbar sind diese Tendenzen in Deutschland an der Erhöhung des Strafrahmens, der Absenkung der Strafmündigkeit, den vereinfachten Voraussetzungen für die U-Haft, der konsequenten Abschiebep Praxis und der Videoüberwachung von öffentlichen Plätzen und Räumen. Der Drogenkonsum gilt in Deutschland nicht mehr grundsätzlich als moralisch verwerflich, da er ja auch in der Mehrheitsgesellschaft und durch ihre Eliten zunehmend praktiziert wird, jene Teile der Gesellschaft aber, die nicht verantwortlich, also kontrolliert damit umgehen können oder wollen, werden zu einer Risikopopulation erklärt. Die Risiken, welche dieser Gruppe zugeordnet werden, kombiniert mit moralischen Betrachtungen zum Konsum, entscheiden über den Zugang zu bestimmten Räumen (ebd. 180). So wurden auf der einen Seite öffentliche Räume für die Risikogruppe der Süchtigen geschlossen (für Hamburg die Innenstadt, der Hauptbahnhof,

das Schanzenviertel) und andere klar umgrenzte Zugänge für diese Gruppe (für Hamburg das DrobInn, jetzt „Gesundheitszentrum“) oder für spezifische Untergruppen (soziale Anlaufstellen wie, ragazza e.V., BASIS-Projekt und KIDS) eröffnet. Hier treffen sie nur noch mit Risikogleichen zusammen (ebd. 181). Früher ging es in der akzeptierenden Drogenarbeit hauptsächlich um einen weniger gesundheitsschädlichen Konsum. Dieses Anliegen hat sich geändert, jetzt geht es in erster Linie um die Entlastung des öffentlichen Raumes durch die Schaffung eines Ortes des „Andersein“, in dem aber gleichzeitig die Anderen effizienter kontrolliert werden können (ebd. 180f). Das ist übrigens nicht neu, sondern erinnert an die gesellschaftliche Funktion von Bordellen. Nur dort kann das Andere ungestört das Andere sein, aber es unterliegt in diesem Raum auch immer der Kontrolle (ebd. 181). Der sichtbare Teil des Problems verschwindet aus der Wahrnehmung und kann somit durch die Mehrheitsgesellschaft ignoriert werden. Die Öffnung und Schließung von Räumen betrifft allerdings nicht nur die Drogenpolitik, sie wird auch in Flugplätzen, Stadien, Restaurants, Bahnhöfen und im Umgang mit Demonstrationen praktiziert (ebd. 182). Entscheidend ist aber, dass nicht nur die Vertreter der Exekutive bzw. die staatlichen Kontrollorgane dieser Logik folgen, sondern auch Geschäftsleute, DienstleisterInnen, AnwohnerInnen und Organisationen diese Form von Kontrolle akzeptieren und sich daran aktiv beteiligen (ebd.) und somit der Forderung nach mehr Eigenverantwortung auch in der Sicherheitspolitik gerecht werden. Private Sicherheitsdienste und Videoanlagen überwachen oft auch den privaten Raum. Diese Verlagerung ins Private hat auch Auswirkungen auf die Definition und Wahrnehmung von Devianz und Risiko, die nun nicht mehr nur der rechtsstaatlichen Definition von „Kriminalität“, sondern auch den privat definierten Partikularnormen unterliegen (ebd. 183).

Die beschriebenen Mechanismen werden im Bereich der „Drogenprostitution“ besonders deutlich sichtbar. Nur scheint sich dieser Bereich schwer regieren zu lassen. In den meisten Projekten oder Einrichtungen wird den Frauen zuerst eine Überlebenshilfe im Sinne einer Erstversorgung geboten. Bei weiteren Kontakten wird für sie eine „Perspektive“ erarbeitet oder ein Hilfeplan erstellt. Dies geschieht meist entsprechend der Konzeption der Einrichtungen und in Abhängigkeit von den Forderungen der Geldgeber sowie der politischen Lage. Natürlich spielt in dieser Interaktion auch das ganz persönliche Menschenbild und die politische Einstellung der HelferIn zum Betäubungsmittelgesetz, zur Liberalisierung von Prostitution, zu Frauenrechten, zum Ausländergesetz usw. eine entscheidende Rolle. Was bedeutet es jedoch für diese Frauen eine „Perspektive“ in einer Gesellschaft zu finden, die schon „funktionierenden“ Geringqualifizierten keine Entwicklungsmöglichkeiten mehr bietet? Es ist die Frage zu stellen, ob es für eine 35-jährige „Drogenprostituierte“ wirklich eine Perspektive sein kann, beschäftigungslos und abhängig von Sozialleistungen aus dem SGB II in einer Sozialwohnung am Stadtrand zu leben und wie sinnvoll es ist, sie mit großem therapeutischen Aufwand in eine Situation zu bringen, die von der Gesellschaft eigentlich als ein Tiefpunkt der sozialen Entwicklung angesehen wird. Was sind die Motive, wenn ein derartig fragwürdiges Ziel politisch immer als letztendliche Motivation für die Finanzierung von Hilfeeinrichtungen gesehen und als einzige „Perspektive“ in der Arbeit mit „Drogenprostituierten“ definiert wird? Es geht dann eben nicht um ein gutes Leben für die Frauen. Ich gehe davon aus, dass dahinter der Ansatz steht, dass sie in ihrer aktuellen Lebenssituation eigentlich als überflüssige Risikogruppe angesehen werden, die regiert werden muss, ohne das für die Gesell-

schaft ein Mehrwert entsteht. Die kapitalistische Gesellschaft hat für diese Menschen keinerlei Verwendung, sie sind entbehrlich. Das Phänomen der radikalen Ausgrenzung in der Moderne analysiert Zygmunt Bauman in seinem Buch *Verworfenenes Leben*. Überflüssig zu sein, bedeute überzählig und nutzlos zu sein (Bauman, 2000, 20). Es existiere kein einleuchtender Grund für die Anwesenheit der Überflüssigen.

Bauman zieht den Vergleich zu unattraktiven Produkten, für die sich keine Käufer finden oder die bereits durch Herstellungsfehler nutzlos geworden sind (ebd. 21). Ebenso wie diese Dinge erfüllen auch die Überflüssigen nicht mehr die Mindestanforderung einer von der Marktwirtschaft durchdrungenen Gesellschaft, nämlich Ware zu sein. Sie können keinen Platz in der kapitalistischen Verwertungslogik einnehmen und haben somit ihre Existenzberechtigung verloren. Semantisch bewege sich die „Überflüssigkeit“ im Umfeld von „Ausschussware“, „Müll“ und „Abfall“. Während der Erwerbslose als Bestandteil der „industriellen Reservearmee“ noch das Potential hat, wieder Ware zu werden, wenn er wieder in das Erwerbsleben zurückgeholt werden soll, ist der Bestimmungsort für Abfall die Müllhalde. Menschen, die für „überflüssig“ erklärt werden, gelten als finanzielles Problem, da sie versorgt werden müssen. Die Unterstützung des biologischen Überlebens reicht jedoch bei weitem nicht aus, das soziale Leben zu sichern. „Physisches Überleben reicht nicht aus für die Wiederzulassung der ‚Überflüssigen‘ zu einer Gesellschaft, aus der sie zuvor ausgeschlossen wurden“ (ebd. 22). Das Gefühl des „Überflüssigseins“ bedingt eine Heimatlosigkeit, ein Verlust des Selbstwertgefühls und des Lebenssinns (ebd.). Die Gründe für den Ausschluss von Menschen sind verschieden, die Ergebnisse für die, die den Ausschluss hinnehmen müssen, fallen ähnlich aus (ebd. 59). Die Menschen stehen vor der schwierigen Aufgabe ihr physisches Überleben zu sichern, während ihnen das Selbstvertrauen und die Selbstachtung genommen wurden, die für ein soziales Überleben notwendig wären (ebd.). Bauman schreibt an dieser Stelle:

„Man kann es ihnen nachfühlen, wenn sie sich zurückversetzt fühlen, wenn sie aufgebracht und erbost sind, vor Wut schnauben und auf Rache sinnen – und doch haben sie bereits gelernt, daß Widerstand vergeblich ist, und das Verdikt ihrer eigenen Unterlegenheit hingenommen. Sie könnten sich wohl kaum wieder aufraffen, all diese Gefühle in wirksames Handeln umzusetzen.“ (ebd.)

Bauman bezieht sich in seiner Analyse unter anderem auf Henry A. Giroux. Nach Giroux wandle sich der Sozialstaat immer mehr in einen Besatzungsstaat um (ebd. 120). Dieser schütze zunehmend die Interessen globaler, transnational operierender Unternehmen, während er zugleich die Repression und Militarisierung an der Heimatfront steigere, indem soziale Probleme zunehmend kriminalisiert würden (ebd.). Bauman schreibt, dass die dringlichste Anforderungen an die heutigen Regierungen, die das Hinscheiden des Sozialstaates verwalten, darin besteht, eine Legitimation für die Durchsetzung staatlicher Autorität und Disziplinierung zu finden.

„Staatsregierungen können keinen glaubwürdigen Schutz mehr bieten, wenn die Menschen als ‚Kollateralverluste‘ des wirtschaftlichen Fortschritts [...] unter die Räder kommen. Doch sie können die Sorgen um die persönliche Sicherheit verstärken, die sich mit ähnlich frei umherziehenden terroristischen Verschwörern verbinden; sie können dann mehr Sicherheitsleute versprechen, ein dichteres Netz von Röntgenmaschinen und ein weitreichendes System von Über-

wachungskameras, häufigere Kontrollen, mehr vorbeugende Zugriffe und mehr Vorbeugehaft zum Schutz der Bürger.“ (ebd. 128)

Um die persönliche Verwundbarkeit (siehe 4.3.5) negieren zu können, priorisiert die Mehrheitsbevölkerung die Sicherheitsdispositive deutlich höher als die Menschenrechte, und sie ist sogar bereit, im Interesse der persönlichen Sicherheit die Menschenrechte abzuschaffen. Bauman erkennt hier eine Tendenz, die er als neuen Big Brother bezeichnet. Dieser betreibe im Gegensatz zum älteren Big Brother – dem Big Brother, der in Foucaults Benthamischen Panoptikum wirkt (siehe 4.1) und in Orwells *1984* herrscht und alle Menschen in seine Kontrolle einschließen will – den Ausschluss. Er sei damit beschäftigt, die Untüchtigen, die weniger Schlaunen, weniger Übereifrigen, draußen zu halten und das für immer (Bauman 2000, 187).

„Der neue Big Brother betreibt *Ausschluss*. Er muß die Leute aufspüren, die an ihren Ort ‚nicht passen‘, er muß sie von jenem Ort vertreiben und dorthin bringen, ‚wo sie hingehören‘, oder, noch besser, er sollte sie gar nicht irgendwohin kommenlassen.“ (ebd.)

Heinz Bude beschreibt die Klasse der Überflüssigen (Bude 2009) als (transversale) Kategorie (ders. 1998). Bude unterscheidet die Überflüssigen von den Unterprivilegierten und Stigmatisierten (ders. 2009, 92). Die Überflüssigen seien prinzipiell beschäftigungsfähig, zivilisationsfähig und verwendungsfähig, aber was sie können, interessiere niemanden, was sie denken, schätze niemand, und was sie fühlen, kümmern keinen (ebd.). Ihre einzige Chance bestehe darin, Probleme zu bereiten, sie versetzen die wohltemperierte Mitte in Angst und Schrecken (ebd.). Die Überflüssigen seien die Überzähligen und würden zu den Infamen der Gesellschaft (ebd. 92f). „In der Art und Weise, wie sie sich selbst und andere zerstören, erscheinen sie als Subjekt ohne Subjektivität“ (ebd. 93). Butler beschreibt dieses Phänomen als die Grenze der Intelligibilität (siehe auch 4.3.1). Die Überflüssigen und Infamen sind, so Bude, die Entbehrlichen, weil sie nichts mehr versprechen, nicht einmal die Möglichkeit ihrer Ausbeutung. „Sie taugen nicht einmal mehr zur Reserve, weil kein Angebot von ihrer Seite zu erkennen ist, das eine Nachfrage nach ihnen hervorrufen könnte“ (ebd. 93). Die These Budes muss jedoch dahingegen präzisiert werden, dass es nicht immer die fehlende Nachfrage an sich ist, sondern oft die nicht vorhandene Effizienz, die der kapitalistischen Verwertungslogik und der Profitmaximierung im Wege steht. Da auch die „überflüssigen“ Menschen ihr Überleben eigenverantwortlich sichern wollen und müssen, wenn staatliche Transferleistungen nicht greifen bzw. verweigert werden, sind sie häufig gezwungen in der informellen Ökonomie zu agieren, wo ihre Notlage nicht selten in extremer Form ausgenutzt wird. In der informellen Drogen- und Sexökonomie ist gerade der Bereich der „Drogenprostitution“ ein exemplarischer Fall dafür. Hier wird eine klandestine Nachfrage bedient, die außerhalb gesellschaftlicher Normen agiert und die Leistungserbringerinnen unverhältnismäßig großen Risiken aussetzt.

Ziel der Betrachtungen war es, die Kategorie „überflüssig“ theoretisch zu verorten und zu verdeutlichen, dass sie als Analysekategorie für das Forschungsfeld drogengebrauchender Sexarbeiterinnen notwendig ist. Es bleibt noch die Frage zu klären, welche Möglichkeiten sich bieten, Widersetzung im Zusammenhang mit den Zuschreibungen von „abgehängt“, „verworfen“ und „überflüssig“ zu analysieren. Im

folgenden Abschnitt wird dieser Aspekt auf Basis unterschiedlicher Zugänge diskutiert.

4.1.6 Über die Wut, die Liebe und den Widerstand

In 4.1.5 wurde gezeigt, dass in kapitalistischen Verhältnissen Daseinsformen – die Überflüssigen – generiert werden, mit denen die Mehrheitsangehörigen nicht gern konfrontiert werden, weil sie ihnen einen Spiegel vorhalten, in dem zu sehen ist, dass die Mehrheitsangehörigen nicht die Gewinner, sondern evtl. viel eher die Verlierer sind.⁶ Die Erkenntnis, dass die Anderen, die Verworfenen, die Überflüssigen vielleicht die Gewinner sind, weil sich in ihrer Verweigerung ihre eigentliche Stärke zeigt, und sie nur deshalb zu Verlierern erklärt werden, um die Mehrheit der Schwachen, der eigentlichen Verlierer zu schützen, ist beunruhigend. Eine solche Sicht auf Überflüssige spielt in der Kunst, speziell im Theater, immer wieder eine wichtige Rolle und wird in dieser Form auch gern von der Mehrheitsgesellschaft eingenommen. Außerhalb der Kunst sind die überflüssigen Menschen, die selbst von der Sozialarbeit nicht mehr wahrgenommen werden (Carp 2006, 8). Die Vorstellung, dass die Mehrheit eigentlich die VerliererInnen sind und dass die Psychiatrien, Gefängnisse, Asyle sowie auch die Sozialämter und Arbeitsagenturen von den eigentlichen GewinnerInnen bevölkert werden, macht der Mehrheit Angst. Dieser Angst kann nur der Widerstand entgegengesetzt werden, so nicht regiert werden zu wollen und dagegen zu kämpfen, dass die Diskurse über Schmarotzer, Deklassierte und gefährliche Subjekte weiterhin die Deutungshoheit behalten. Das bedeutet natürlich, sich der Gefahr auszusetzen, nicht ernst genommen und nicht gehört bzw. zitiert zu werden. Jedoch sind solche „Risiken“ nicht ansatzweise vergleichbar mit den Drohungen und Zumutungen, denen „die Überflüssigen“ real ausgesetzt sind. Es geht also darum, auch für die Ungerechtigkeiten gegenüber Anderen die Verantwortung zu übernehmen, selbst wenn diese mit der eigenen Lebensrealität nichts zu tun haben. Man muss für sich die Frage beantworten, wann der Punkt erreicht ist, an dem es nicht mehr zu ertragen ist, so regiert zu werden und man anfängt sich zu widersetzen. Patricia Purtschert (2008) nähert sich dieser Fragestellung, indem sie versucht Wut und Kritik in ein analytisches Verhältnis zu setzen. Sie bezieht sich dabei unter anderem auf Foucaults Essay „Was ist Kritik“. Purtschert fokussiert ihre Analyse auf das Verhältnis von Kritik und Affekt. Sie sieht eine Verbindung zwischen der Kritik auf der einen Seite und den Gefühlen wie Empörung, Entrüstung, Wut, Groll, Unwille, Zorn und Hass auf der anderen Seite. Die Kritik, die Foucault in seinem Text im Blick hat, entsteht im Widerstand dagegen, so nicht regiert werden zu wollen (Foucault 1992a, 12). Foucault nennt das „Entunterwerfung“ und „reflektierte Unfügsamkeit“ (ebd. 15). Kritik ist für Foucault der Vorgang, in welchem sich das Subjekt das Recht herausnimmt, die Wahrheit auf ihre Machteffekte und die Macht auf die Wahrheitsdiskurse hin zu befragen (ebd.). Kritik bedeutet nicht nur sich zu verweigern und Widerstand zu leisten, sondern auch in die Wahrheitsdiskurse einzugreifen und diesen eine andere Ausrichtung zu geben (Purtschert 2008, 6). An dieser Stelle wird die Verbindung zum Ansatz von Butler bezüglich der Handlungsfähigkeit (siehe 4.3.1) deutlich.

6 Für die Idee danke ich Matias Faldbakken (2006).

Nach Butler ist der Begriffsapparat, der versucht über die Macht zu verhandeln, ebenso wie die kritische Subjektposition selbst von Macht durchzogen (Butler 1993a, 36). Wir sind also alle von Macht durchdrungen und haben nach Foucaults Definition von Macht, somit auch die Fähigkeit und die Möglichkeit zum Widerstand in uns. An dieser Stelle bleibt festzuhalten, dass nach Foucault und Butler Handlungsfähigkeit und damit auch die Möglichkeit der Kritik und der Widersetzung schon allein deshalb entstehen, weil die performative und produktive Macht diejenigen Strukturen hervorbringt, die bekämpft werden (können). Weil intelligible Subjekte nur aufgrund von Ausgrenzung und Verwerfung entstehen können, ist immer die Option der Widersetzung gegeben. Für Butler ist die SprecherInnenposition deshalb so wichtig, weil sie diese nicht hinter dem Diskurs grammatikalisch verschwinden lassen will (Butler 1993a, 39 f). Ihr geht es darum, zu zeigen, dass Subjektivierung immer mit Einbindung in Diskurse verwoben ist und die Fähigkeit zu handeln genau dort entsteht, wo Diskurse sich erneuern. Diese Performativität immer wieder neu durchzuarbeiten bezeichnet Butler auch als „schwierige Arbeit“ (Butler 1993b, 126). Brigitta Kuster und Renate Lorenz (2007) nennen es den „Aufwand“ (siehe 4.4.1). Sie enthält aber gleichzeitig immer auch die Chance auf Veränderung. Erst durch wiederholte Anrufungen kommt ein Subjekt zu seinem sprachlichen Sein (Butler 1993b, 125). In der Wiederholung sieht Butler die Möglichkeit der Subversion und der Umdeutung (*resignification*), denn nur wenn ein Subjekt für immer und ewig konstituiert wäre, würde diese Möglichkeit entfallen.

„Dies bedeutet politisch, daß es keine Opposition zur Macht gibt, die nicht selbst bereits Teil des Machtapparates wäre; dass die Handlungsfähigkeit in das impliziert ist, dem sie sich widersetzt; dass ‚Emanzipation‘ niemals die Transzendenz der Macht an sich sein kann.“ (ebd. 127)

Purtschert stellt die Frage, mit welcher emotionalen Verfasstheit Kritik einhergeht und wie diese in die Arbeit der Kritik eingelassen ist. Ich erweitere die Fragestellung dahingehend, wann und wie Menschen beginnen zu handeln. Wann erheben sie sich gegen die Verhältnisse und das nicht nur für sich, sondern auch für Andere? Die Frage kann auch reziprok, wie von Gilles Deleuze und Felix Guattari im Anti-Ödipus, gestellt werden:

„So bleibt die grundlegende Frage der politischen Philosophie immer noch jene, die Spinoza zu stellen wusste (und die Reich wiederentdeckt hat): Warum kämpfen die Menschen für ihre Knechtschaft, als ginge es um ihr Heil? Was veranlaßt einen, zu schreien: Noch mehr Steuern! Noch weniger Brot! Wie Reich sagt, liegt das Erstaunliche nicht darin, dass Leute stehlen, andere streiken, vielmehr darin, dass die Hungernden nicht immer stehlen und die Ausgebeuteten nicht immer streiken. Warum ertragen Menschen seit Jahrhunderten Ausbeutung, Erniedrigung, Sklaverei, und zwar in der Weise, daß sie solches nicht nur für die anderen wollen, sondern auch für sich selbst.“ (Guattari/Deleuze 1977, 39)

Die Frage ist heute aktueller denn je. Bezogen auf drogengebrauchende Frauen bin ich von Anfang an davon ausgegangen, dass sie kritische, wütende und sich widersetzenden Menschen sind, deren Wut aber auch instrumentalisiert wird. Purtschert bezieht sich auf zwei Klassikerinnen der Frauenbewegung, Audre Lorde und Iris von Roten, die beide als ein zentrales Moment der Kritik, die Wut thematisieren. Für

Lorde wie auch für von Roten existiere eine Beziehung zwischen Wut, Widerstand, Sprache und Erkenntnis. Purtschert arbeitet die Unterschiede in der Betrachtung der Wut durch beiden Denkerinnen heraus. Von Roten richtet ihre Kritik an das Herrschaftssystem und damit direkt an die Menschen. Ihr erster Schritt ist die Konfrontation mit dem System, mit seinen Mitteln und Logiken, mit seinen Legitimationen und Forderungen (Purtschert 2008, 2f). Lorde hingegen richtet sich primär an diejenigen, die sich ebenfalls gegen die vorherrschende Form von Herrschaft wenden. Sie adressiert ein Kollektiv, dass sich erst mal ganz im Foucaultschen Sinne gegen ein „so nicht regiert zu werden“ richtet, um Veränderungen zu fordern. Lorde geht es darum, ein „Wir“ zu formieren, das erst durch Konfrontation und Dissonanz zustande kommt. Sie hat schon immer eine Kritik der Kollektivität gegenüber anderen Handlungsansätzen mitgedacht. Lorde eröffnet einen positiven Bezug zur Wut, indem sie andere Subjekte mit einem Wissen konfrontiert, dass die vorherrschende Ordnung stört und eine Differenz zum Vorschein bringt, an der das gemeinsame Handeln neu ansetzen kann (ebd. 3f). Purtschert stellt die wichtigen Fragen, wie Wut zu fassen sei, wie sie mit der Ausübung von Herrschaft zusammenfällt und was passiert, wenn anstelle von Wut Resignation, Gleichgültigkeit oder Lethargie auftreten (ebd. 4). Wut wird, so Purtschert, oft instrumentalisiert, mit Angst gekoppelt und richtet sich dann auf die falsche Zusammenhänge und oft auch auf die falschen Subjekte (ebd. 4f). Die Begriffe *Wut* und *Kritik* von Purtschert sind für meine Analyse der Widersetzung und der Handlungsfähigkeit drogengebrauchender Sexarbeiterinnen wichtig, denn sie verweisen auf eine offensichtliche und unentwirrbare Verstrickung mit der Macht, der sie unterworfen sind, die sie aber auch angreifen (ebd. 5). Für Purtschert ist eine Analyse der wütenden Kritik in der abendländischen Denktradition schwierig, da hier Intellekt und Affekt getrennt werden (ebd.). Sie sei jedoch notwendig, weil Wut immer aus einer Betroffenheit heraus formuliert wird. Wut skandalisiere, wie Leben verhindert oder ermöglicht wird und setze sich gegen ökonomische Regulierung, Versachlichung und Objektivierung sozialer Ungerechtigkeiten zur Wehr (ebd.). Purtschert greift den Vorschlag von Lord auf, kollektives Handeln als eigentliche Bedingung für Kritik zu betrachten (ebd.). Dieses Argument möchte ich mit Spivaks Ansatz *Liebe* und *Kollektivität* verbinden, um die Stimme für Andere und nicht über Andere zu erheben (Spivak 2010). Spivak ist überzeugt, dass wir lernen müssen von den „ursprünglichen praktisch-ökologischen Philosophien der Welt zu lernen“ (ebd. 65). Dieser Lernprozess könne nur versucht werden, wenn zu den kollektiven Bemühungen „Liebe“ ergänzend hinzukomme (ebd.). Unter Liebe versteht Spivak eine Bemühung,

„[...] die langsam und in beide Richtungen aufmerksam ist – wie gewinnt man die Aufmerksamkeit des Subalternen ohne Zwang oder Krise? – und die auf beiden Seiten bewusstseinsverändernd wirkt – auf die Möglichkeit einer unerreichbaren ethischen Singularität hin, die niemals auf Dauer aufrechtzuerhalten ist.“ (ebd.)

Die notwendigen kollektiven Bemühungen bestehen darin, Gesetze, Produktionsverhältnisse, Bildungssysteme und das Gesundheitswesen zu ändern, ohne jedoch den notwendigen Kontakt, den Spivak Liebe nennt und bei dem sich die Einzelnen gleichberechtigt gegenüberstehen, zu verlieren. Wenn sich das Bewusstsein nicht wirklich verändern würde, bliebe nichts davon hängen (ebd.). Das klingt zwar sehr

pathetisch, aber Spivaks Ansatz ähnelt der Ethik des Selbst von Foucault (siehe 4.1.4). Foucault geht es um Widersetzung und Spivak analysiert die Diskurse über Kultur und Globalisierung dahingehend, wie sie zum Wohle des ganzen Globus eingesetzt werden kann (ebd.). Beide Ansätze zeigen, dass Widerstand oder Widersetzung immer zuerst individuell zu verorten sind, sei es nun über Wut, Kritik oder den Willen nicht mehr so regiert werden zu wollen. Es bedarf einer Liebe oder Ethik, erst dann ist ein kollektives Handeln möglich.

4.1.7 Zusammenfassung

Foucaults Macht- und Widerstandsbegriffe sind in seinem Gesamtwerk nur schwer zu verorten und herauszuarbeiten, da sie nie als klare Definitionen auftauchen. Seine Denkansätze, denen beide Begriffe zu Grunde liegen, bilden die theoretische Basis meiner Dissertation. Ich habe aus seinem Oeuvre seine Erkenntnisse zur Macht und zum Widerstand herausdestilliert und mit meinem Forschungsfeld verknüpft. Seine Ausführungen zur Disziplinarmacht sind Ausgangspunkt meiner Analyse, da sie beschreiben, wie aus Individuen Subjekte werden, die durch stetige Disziplinierung ganz von selbst funktionieren und wie sich die Macht in ihre Körper einschreibt. Mit dieser Machtform können insbesondere die Normierungsdiskurse erfasst werden. Foucaults Biomacht expliziert vorrangig die Sexualitätsdispositive und den Rassismus. Besonders produktiv für meine Arbeit sind die Diskurse über den wahren Sex, die Gesundheitsfürsorge und das in der Biomacht verankerte doppelte Dispositiv, der Disziplinierung der Individuen und der Kontrolle über die Bevölkerung. Foucaults Thesen zum Staatsrassismus sind anschlussfähig an die aktuellen Verhältnisse innerhalb der informellen Drogen- und Sexökonomie. Dies gilt vor allem für die zentrale Eigenschaft der Biomacht zwischen dem, was leben darf, und dem, was sterben muss, zu differenzieren. Die Biomacht nimmt nicht mehr nur das Individuum in den Fokus, sondern es hat die gesamte Bevölkerung im Blick. Diesen Ansatz vertieft Foucault in seinen Überlegungen zur Pastoralmacht bzw. Gouvernementalität. Hier stehen die Verhaltenssteuerung der Bevölkerung, die Sicherheitsdispositive und die Statistik im Mittelpunkt. Diese Macht reguliert und strebt durch ein globales Gleichgewicht eine „Homöostase“ an. Gleichzeitig wird die Ökonomie zum inhärenten Organisationsprinzip des Staates und zur Maxime seines Handelns. Das sind wichtige Erkenntnisse für meine weitere Analyse der Selbsttechnologien, die ich als ein Instrumentarium nutze, um zu verstehen, wie drogengebrauchende Sexarbeiterinnen sich alltäglich selbst entwerfen und welche Ermächtigungs- oder Unterwerfungsstrategien sie anwenden. Um die Selbsttechnologien besser verstehen zu können, habe ich mich mit Foucaults Differenzierung von Macht, Gewalt sowie Herrschaft auseinandergesetzt und seinen Begriff von Freiheit als Handlungsfähigkeit interpretiert.

Um die Herrschaftsverhältnisse expliziter herauszuarbeiten, habe ich dann an Hand von verschiedenen Ansätzen zur gesellschaftlichen Analyse sichtbar gemacht, wie in einem stetigen Prozess der gesellschaftliche Wohlfahrtsdiskurs in der Erfindung von Risikogruppen mündet und wie für diese dann adäquate Regierungstechniken entwickelt werden. Es konnte gezeigt werden, wie dieser Prozess in einer von Effizienz geprägten Gesellschaft an dieser Stelle nicht endet, sondern einen Teil der Risikogruppen als *verworfen* und *überflüssig* markiert, um sie damit aus der gesellschaftliche Verantwortung zu entfernen. Dem kann nur entgegengewirkt werden,

wenn man Denkansätze und Möglichkeiten der Widersetzung entwickelt, um dem Versuch der weiteren Marginalisierung und Ausgrenzung Einhalt zu gebieten. Ich habe diese Denkansätze mit Beispielen aus dem Forschungsfeld untermauert, um zu verdeutlichen, an welcher Stelle diese Ansätze für die empirische Auswertung relevant sein werden, um die Frage beantworten zu können, ob und wie Widersetzung im Umfeld einer neoliberalen Politik mit Totalitätsanspruch gedacht werden kann.

Als weitere Vorbereitung auf die Empirie werden im nächsten Unterkapitel unterschiedliche Theorien zur Intersektionalität eingeführt, die sich schon im Ansatz der Heterogenität und Komplexität des individuellen Seins in realen gesellschaftlichen Gruppen und Zusammenhängen widmen.

4.2 INTERSEKTIONALE MEHREBENENANALYSE

Seit ein paar Jahren erfreut sich die Diskussion um Intersektionalität auch in Deutschland großer Aufmerksamkeit; es finden Kongresse, Werkstätten und Workshops zu dem Thema an unterschiedlichen Universitäten und Hochschulen statt. Das Thema wird aber auch zunehmend von der Praxis, insbesondere der Bildungs- und Sozialen Arbeit rezipiert. Die Erkenntnis, dass geschlechtsbezogene Ungleichheit nicht nur eindimensional erklärt werden kann, sondern eng verwoben ist mit weiteren Ungleichheitskategorien wie „Rasse“⁷, körperliche Verfasstheit, sexuelle Orientierung etc., hat in der Diskussion um Intersektionalität seinen Niederschlag gefunden.

Ich habe mich nach langen Überlegungen entschieden, Intersektional zu forschen; ausschlaggebend dafür war unter anderem ein Einführungsseminar zur Intersektionalität an der Technischen Universität Hamburg-Harburg. Innerhalb des Seminars führten wir Interviews mit Erwerbslosen durch und analysierten diese mittels der in der Entstehung begriffenen Methode der Intersektionalen Mehrebenenanalyse (Degele/Winker 2007). Das war für mich eine gute Möglichkeit, die Intersektionale Mehrebenenanalyse (IMA) und das Forschungsvorhaben auf Kompatibilität zu prüfen. Dass ich mich für die Methode der IMA entschieden habe, hatte auch pragmatische Gründe, da aus meiner Sicht die IMA der einzige Intersektionale Ansatz ist, der eine konkrete Methode vorschlägt, um mit der Vielzahl von Kategorien umgehen zu können, und der offen für unterschiedliche theoretische Verortungen ist. Meiner Arbeit

7 In der Verwendung der Kategorie „Rasse“ schließe ich mich dem Vorschlag von Fatima El Tayeb an: „Es geht mir hier um ‚Rasse‘ als wissenschaftliches und politisches Konstrukt von immensem Einfluss, nicht um ‚Rasse‘ als biologische Realität. Die Erkenntnis, dass letztere nicht existiert, kann jedoch nicht allein durch die Vermeidung jeder Referenz auf Rassekonzepte zum Allgemeingut werden. Denn so werden einerseits die enormen politischen und ökonomischen Ungleichheiten, die die soziale Wirksamkeit der Rassenhierarchie mit sich brachte und noch bringt, ignoriert, d.h. struktureller Rassismus kann nicht adäquat analysiert werden. Andererseits wird das Widerstandspotential sozialer Gruppenidentitäten, die sich als Reaktion auf rassistische Zuschreibungen bildeten, negiert.“ (El Tayeb 2003, 129–145)

liegt die Überzeugung zugrunde, dass Definitionen, Regulierungen und Kategorisierungen Grenzen ziehen, die Herrschaft absichern, Hierarchien schaffen sowie Ein- und Ausschlüsse produzieren. Deshalb ist es notwendig, scheinbar essentialistische Kategorien wie z.B. Geschlecht, Klasse, „Rasse“ und Sexualität zu denaturalisieren. Der Intersektionale Mehrebenenansatz ist für das Thema der Arbeit auch deshalb interessant, weil er alle Arten von Identitätskonstruktionen aufnimmt und in Beziehung zu den herrschenden Strukturen und den symbolischen Repräsentationen setzt. Dadurch ist es möglich, nicht nur essentialistische Zuschreibungen zu dekonstruieren sowie Unterwerfungen und Selbstermächtigungsstrategien in den Selbsttechniken drogengebrauchender Sexarbeiterinnen zu erfassen, sondern auch die durchkreuzende Komplexität von Herrschaftsverhältnissen zu thematisieren und anzugreifen.

Die Theorie und Methode sind praktikabel, um die Hauptaspekte meines Forschungsanliegens aufzugreifen und bearbeiten zu können. Für mich war die Wechselwirkung zwischen Berufserfahrung und theoretischer Lehre von grundlegender Bedeutung, um entscheiden zu können mit dem Intersektionalen Mehrebenenansatz zu arbeiten. Mir ist es wichtig die „Beforschten“ nicht zu reinen Objekten zu machen und die heterogenen Formen von Unterdrückung und Widerstand zu erfassen. Der Ansatz der IMA beinhaltet außerdem die Möglichkeit, Handlungserweiterungen im Sinne von Empowerment zu implementieren.

Im Unterkapitel 4.2 wird ein Überblick über die Ansätze innerhalb der Intersektionalität gegeben, die für diese Forschungsarbeit relevant sind. Das Unterkapitel enthält keine vollständige Rezeption intersektionaler Ansätze, sondern ist lediglich eine Synopse. Es geht darum, die Ansätze zu beschreiben, die mein Nachdenken über Intersektionalität in unterschiedlicher Form beeinflusst haben und die meine Arbeit mit der Intersektionalen Mehrebenenanalyse unterstützt haben. Damit möchte ich verdeutlichen, dass ich die Theorien nicht vollständig übernehme, sondern nur die Teile verwende, die die intersektionale Betrachtung auf das Forschungsfeld erweitert haben.

Ich werde im Folgenden (siehe 4.2.2) eine Einführung in den Intersektionalen Mehrebenenansatz nach Gabriele Winker und Nina Degele geben, um später darauf rekurrieren zu können. Dies ist notwendig, um zu verdeutlichen, wie ich den Intersektionalen Mehrebenenansatz mittels anderer Theorien erweitere und worauf ich fokussiere. Als nächstes (siehe 4.2.3) verweise ich auf die relevanten feministischen Theorieansätze, die das homogene „Wir“ des weißen bürgerlichen Feminismus in Deutschland hinterfragen. Diese Ansätze sind unabdingbar und richtungweisend für meine intersektionale Forschungsperspektive, und es soll nachvollziehbar werden, welche Erkenntnisse ich in Bezug auf die IMA in die Forschungsarbeit einfließen lasse. Am Ende dieses Kapitels beschreibe ich die internationale Forschungsdebatte zur Intersektionalität, um die Genealogie, die Verknüpfungen und die Bereicherungen für den Intersektionalen Mehrebenenansatz darzulegen (siehe 4.2.4). Dabei werde ich insbesondere ProtagonistInnen der postkolonialen Kritik berücksichtigen. Zuerst möchte ich jedoch Rosa Luxemburg einen Platz in dieser Arbeit widmen, da ihre politische Haltung und ihr Kampf für Gerechtigkeit und Solidarität, der nicht nur den Unterdrückten allgemein, sondern insbesondere auch den Marginalisierten galt, für mich immer ein Leitgedanke in dieser Arbeit ist.

4.2.1 Rosa Luxemburg – Die Würdigung einer Vordenkerin

Ohne es genauer zu belegen, möchte ich postulieren, dass ab den 1970er Jahren von Teilen der feministischen Bewegung intersektionales Denken praktiziert wurde, auch wenn sie den Terminus nie verwendet haben. Jedoch verorte ich die VorläuferInnen intersektionaler Ansätze bereits viel früher. Es gab schon immer kritische DenkerInnen, die ihrer Sicht auf die Welt die Verwobenheit von Kategorien zu Grunde legten und dies an das Postulat ethischer Grundsätze menschlichen Zusammenlebens knüpften. Deshalb beginnt die Betrachtung zur Intersektionalität mit einer Würdigung von Rosa Luxemburg, da ihr Denken und ihre politischen Forderungen aus heutiger Sicht bereits intersektional angelegt waren. Es geht mir nicht darum, Luxemburg die Entwicklung einer intersektionalen Theorie zuzuschreiben, sondern zu zeigen, dass ihre „Kampfschriften für allgemeine Menschenrechte“ eine Grundlage für die spezifische Wahrnehmung von Unrecht aufgrund unterschiedlicher Differenzkategorien sind und sich daraus ein zeitgemäßer Ansatz für die Untersuchung von Diskriminierung und Empowerment ableiten lässt.⁸

1918 schrieb Luxemburg in kritischer Auseinandersetzung mit der Rolle der Bolschewiki in der russischen Revolution ihr berühmtes Diktum:

„Freiheit nur für die Anhänger der Regierung, nur für die Mitglieder der Partei – mögen sie noch so zahlreich sein – ist keine Freiheit. Freiheit ist immer die Freiheit der Andersdenkenden. Nicht wegen des Fanatismus der ‚Gerechtigkeit‘, sondern weil all das Belebende, Heilsame und Reinigende der politischen Freiheit an diesem Wesen hängt und sein Wirkung versagt, wenn die ‚Freiheit‘ zum Privilegium wird.“ (Luxemburg 1918/2006, 94)

Luxemburg forderte, dass Freiheit nicht zum Privileg einzelner sozialer Interessengruppen werden dürfe. Sie, die sich aufgrund ihrer humanistischen Gesinnung gegen Unterdrückung und Ausbeutung wandte und als Folge den repressiven Staatsapparat zu spüren bekam, besaß den Mut, politisch Gleichgesinnte hart zu kritisieren. Zwar war das Regime der Bolschewiki für sie eine Herrschaft von Menschen, deren politische Position sie teilte, trotzdem kritisierte sie die inhärente Tendenz zur Diktatur im Denken ihrer Gesinnungsgenossen. Luxemburg plädierte stattdessen für demokratische Regierungsformen, denn gerade die Demokratie ist für Luxemburg ein wichtiges Element des Sozialismus. Sie forderte eine sozialistische Demokratie der breiten Massen, der gesamten Volksmasse, sonst „wird der Sozialismus vom grünen Tisch eines Dutzends Intellektueller dekretiert, oktroyiert“ (ebd. 95). Luxemburg ging es um eine Freiheit in Gleichheit bzw. um die Wechselwirkung zwischen politischer Freiheit und sozialer Gleichheit. Die Freiheit ist immer die Freiheit der Anderen, das ist Luxemburgs philosophische Lebensmaxime. Die „Schule des öffentlichen Lebens selbst, uneingeschränkste breiteste Demokratie, öffentliche Meinung“, das seien die

8 Diese Idee habe ich von Frigga Haug übernommen, die sich in einem Buch differenziert mit dem Thema „Rosa Luxemburg und die Politik der Frauen“ auseinandersetzt. Ihre Herangehensweise besteht nicht darin zu prüfen, ob Luxemburg als Feministin bezeichnet werden könnte, sondern was aus ihren Schriften für die Frauenpolitik zu lernen sei (Haug 2007, 14).

heilsamen Kräfte, derer es bedarf, um soziale Instinkte, Masseninitiative und Idealismus, der über die Leiden hinweg trägt, wachsen zu lassen (ebd. 95ff). Mit Schulung meint Luxemburg nicht die von oben aufoktroizierte Wissensvermittlung oder das Aufholen von Defiziten, sondern, dass die Schule des Lernens die Praxis, die Selbsttätigkeit der Massen (vgl. dazu auch Haug 2007, 47ff) sei. Einen ähnlichen Ansatz verfolgt Gayatri Chakravorty Spivak im Bezug auf die Handlungsfähigkeit (siehe 4.3.2).

Freiheit bekommen wir nicht qua Geburt verliehen, sie muss erkämpft werden, es geht immer darum, sie anderen nicht nur zuzugestehen, sondern auch zu ermöglichen und notfalls für sie zu erkämpfen. Freiheit entsteht nicht, wenn nur die eigene Unterdrückung beseitigt wird, sondern erst, wenn auch die Unterdrückung der Anderen bekämpft wird, auch wenn wir von ihr profitieren. Eine Gesellschaft ist im Sinne von Luxemburg nur frei, wenn sie zur freien Entwicklung einer jeden Gesellschaft und zur solidarischen Entwicklung beiträgt. Das bedeutet der Freiheitsbegriff von Luxemburg wendet sich gegen strukturelle Herrschaftsverhältnisse und nimmt eine subjektive Position im Sinne einer gesellschaftlichen Verantwortung ein. Das ist nach meiner Lesart ein intersektionaler Blick auf Freiheit, Gerechtigkeit und Unterdrückung, weil sie die Andersdenkenden mit in ihren Kampf gegen Ausbeutung einbezieht. Luxemburg selbst war als Frau, Jüdin, Kommunistin, Polin und durch ihre körperliche Verfasstheit von verschiedenen Herrschaftsverhältnissen betroffen⁹, die sie jedoch nicht reflektierte. Sie plädierte für eine internationale Solidarität, indem sie die deutsche Sozialdemokratie und das Proletariat auf die weltweiten Auswirkungen des Imperialismus hinwies und an ihre globale Verantwortung appellierte. Sie bezog sich dabei nur auf die Masterkategorie *Klasse*, dachte diese aber immer in Bezug auf die Freiheit aller Menschen. Allerdings muss Luxemburgs Kritik am Kolonialismus punktuell hinterfragt werden, da sie von einer euro- und androzentristischen Sicht vor dem Hintergrund der abendländischen Aufklärung ausgeht. Das unten stehende Zitat zeigt, dass Luxemburg zwar die koloniale Gewalt gegen unterdrückte Völker reflektiert und dagegen argumentiert, sie aber den sprachlichen Rassismus des Begriffs „Neger“ unhinterfragt mitträgt.

Auch scheut sie sich nicht, zur ironischen Zuspitzung ihrer Argumentation, die dichotomen Stereotype der kleinbürgerlichen Familie, des von Sorgen geplagten, lesenden Mannes und seines keifenden Weibes, aufzugreifen. Die Ironie ist vor dem Hintergrund ihrer Kritik am Bürgertum zu verstehen.

„Für den Begriff und geistigen Horizont des Durchschnittsspießers gehört die auswärtige Politik zu jenem Abteil der Morgenzeitung, das er beim Morgenkaffee liest zur Zerstreung seiner Sorgen oder von dem Gekeife seiner besseren Hälfte. Für die Arbeiterklasse dagegen ist die auswärtige Politik tief ernst und äußerst wichtig. Es ist nicht immer so gewesen. Wenn man das geistige Leben der Arbeiterschaft in den letzten Jahrzehnten verfolgt, so kann man förmlich den Puls dieses geistigen Lebens fühlen und beobachten, wie von Jahr zu Jahr bei der Arbeiterschaft die Aufmerksamkeit für die auswärtige Politik wächst. Trotzdem ist es noch immer nicht genug, es muss dahin gebracht werden, dass jede Arbeiterin und jeder Arbeiter verstehen lernt, dass es gilt, mit derselben Energie, Aufmerksamkeit und Leidenschaft wie die Fragen der inne-

9 Frigga Haug verweist auf die Vielfachunterdrückung von Luxemburg (Haug 2007, 9).

ren Politik alle Geschehnisse der Weltpolitik zu verfolgen. Jede Proletarierfrau und jeder Proletarier müssen sich heute sagen, es geschieht nichts in der auswärtigen Politik, was nicht die eigensten Interessen des Proletariats berührt. Wenn in Afrika von den deutschen Militärs die Neger unterdrückt werden.“¹⁰ (Luxemburg 1913, 212)

Die Konsequenz solchen Denkens ist, das Andere immer in die eigenen Forderungen und Kämpfe einzubeziehen. Meines Erachtens ist das ein wichtiger Ausgangspunkt für intersektionale Perspektiven in der Forschung oder in sozialen Bewegungen, um auch denjenigen eine Stimme zu geben, die marginalisiert und im Diskurs der bürgerlichen Mehrheit „nutzlos“ und „überflüssig“ sind, solange ihre Position nicht menschenfeindlich ist. Der erste Schritt, um die Verwobenheit von Ungleichheitskategorien zu verstehen, ist die Unterdrückung der Anderen und die eigenen Privilegien wahrzunehmen und anzuerkennen. Genau so handelt Luxemburg und stellt sich gegen viele ihrer GesinnungsgenossInnen. Ihre Ansätze zur Befreiung der Menschen von Ausbeutung und Unterdrückung können für diese Arbeit ein solides Fundament bilden, um Sexarbeit und Drogengebrauch nicht als „*anything goes*“ innerhalb des Kapitalismus zu erforschen, sondern die Situation drogengebrauchender Sexarbeiterinnen zu skandalisieren, ohne dabei die Anerkennung und den Respekt gegenüber den Betroffenen zu vernachlässigen und so wie Luxemburg Empowerment auch für sie zu fordern.

Im Gegensatz zu Karl Marx und Friedrich Engels, die im „Lumpenproletariat“¹¹ eine Ansammlung moralisch verkommener Subjekte sehen, denen sie jegliches revolutionäres Potential und Bündnisfähigkeit absprechen und es dann auch dabei belassen, hinterfragt Luxemburg diese Zuschreibungen und verweist auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Menschen zu Lumpenproletariern machten. Frigga Haug weist in einer Fußnote darauf hin, dass Luxemburgs eindrücklichste Schriften der Anklage den Obdachlosen, am Leben Verzweifelten und Kriminellen gelten und dabei die gesellschaftlichen Verhältnisse in den Fokus nehmen (Haug 2007, 157, Fn. 111). Luxemburgs Anklage an die Gesellschaft ist unverblümt und deutlich. Sie beschämt diejenigen, die sich noch vermeintlich als die Rechtschaffenen bezeichnen können, da sie aufgrund der fiktiven Mauer (zwischen „Zivilisation“ und „Wildheit“) selten an die „Ausgestoßenen“ denken (müssen). Luxemburg beschreibt sehr eindrücklich und reich an Metaphern, wie konstruiert diese Mauer ist, denn das grauenhafte Gespenst des Elends kann plötzlich die Maske der Wohlanständigkeit herunter-

10 Im Jahre 1904 hatten sich in Südwestafrika die Völker der Hereros und der Hottentotten gegen die Kolonialherrschaft des deutschen Imperialismus erhoben. Der Aufstand, der den Charakter eines Freiheitskrieges trug, endete mit einer verlustreichen Niederlage dieser Völker, nachdem die deutschen Kolonialtruppen drei Jahre lang mit äußerster Grausamkeit gegen sie vorgegangen waren.

11 Im Kommunistischen Manifest beschreiben Marx/Engels die subproletarischen Gruppen folgendermaßen: „Das Lumpenproletariat, diese passive Verfaulung der untersten Schichten der alten Gesellschaft, wird durch eine proletarische Revolution stellenweise in die Bewegung hineingeschleudert, seiner ganzen Lebenslage nach wird es bereitwilliger sein, sich zu reaktionären Umtrieben erkaufen zu lassen.“ (Engels/Marx 1890/1975, 472)

reißen und zeigt, dass unter „dem Tand der Zivilisation ein Abgrund der Barbarei [...] gähnt“ (Luxemburg 1912/2006, 52f). Im Anschluss dekonstruiert sie die Auffassung, dass nur schwache und schlechte Elemente der Verelendung anheimfallen, und gibt als Ursachen die Klassenspaltung an, denn die schwachen und schlechten Naturen höherer Klassen seien geschützt vor solchen Verelendungen (ebd.). Sie kritisiert, dass die „Säulen der Gesellschaft“ inzwischen nicht mehr nur aus dem Reichskanzlerpalais und der Deutschen Bank bestehen, sondern auch aus dem „Asyl für Obdachlose“ und dem „Polizeigewahrsam“ (ebd. 54f). Indem Luxemburg den Diskurs über die „Schlechten“ und „Schwachen“ auf der repräsentativen Ebene aufgreift, die Herrschaftsstrukturen anklagt und die Situation der Arbeiterklasse einbezieht, zeigt sie die Verwobenheit der Ebenen auf. Allerdings verortet sie alle Unterdrückung und Ausbeutung unter dem klassischen Herrschaftsbegriff (dazu auch Haug 2007, 11ff).

Die Zeitlosigkeit ihrer Position zeigt sich zum einen in dem Bezug zu den aktuellen Diskursen um die Leistungsunfähigen (die Schwachen) sowie die Kriminellen (die Schlechten). Zum anderen wird sie auch in den Abgrenzungstendenzen der Mittelschicht sichtbar, die diese aus Angst vor dem Verlust an gesellschaftlicher Teilhabe praktizieren. Ebenso verhält es sich mit der neoliberalen Verwaltung des Elends derer, die ausgestoßen sind.¹²

Luxemburg sieht in den Menschen ein positives Potential, dass während revolutionärer Umwälzungen durch die Vernichtung der althergebrachten negativen Zuschreibungen und der Einforderung von Mitarbeit und Verantwortung aktiviert werden kann.¹³ Einen solchen Ansatz würde man heutzutage als Empowerment bezeichnen. Luxemburgs Glaube an die „Ausgestoßenen“ und ihre Anklage der gesellschaftlichen Verhältnisse ist für mich wichtig, da die so genannte „Armuts- und Drogenprostituierte“ heute genau so undifferenziert und negativ gesehen wird wie früher das „Lumpenproletariat“. Im weiteren Verlauf dieser Arbeit wird sichtbar, dass sich die „Armuts- und Drogenprostituierten“ nicht aufgegeben haben, sondern tagtäglich um Anerkennung und Akzeptanz kämpfen und sich widersetzen. Um ihre Widersetzungspraxen erfassen zu können, arbeitete ich methodologisch mit dem Intersektionalen Mehrebenenansatz von Gabriele Winker und Nina Degele (Winker/Degele 2009), auf den im Folgenden kurz eingegangen wird. Eine ausführliche Betrachtung der Methode wird im Kapitel 5 dargelegt.

4.2.2 Intersektionale Mehrebenenanalyse nach Gabriele Winker und Nina Degele

Die Triade der Kategorien *Gender*, *Class* und *Race* indiziert in der Ungleichheits-, Geschlechter- und Migrationsforschung maßgeblich die Kategorie Unterdrückung. Zunehmend werden die Wechselwirkungen zwischen den Kategorien, die die Un-

12 Haug stellt in einem Nebensatz ebenfalls den Bezug zum 21. Jahrhundert her, zu den Menschen, die aus der Gesellschaft herausgefallen sind (ebd. 157).

13 „... so ist die Revolution selbst und ihr erneuerndes Prinzip, das von ihr hervorgerufene geistige Leben, Aktivität und Selbstverantwortung der Massen, also die breiteste politische Freiheit als ihre Form, die einzige heilende und reinigende Sonne“ (Luxemburg 1918/2006, 95).

gleichheit generieren, in den Mittelpunkt der Betrachtungen gestellt, statt wie bislang die Diskriminierungskategorien von Mehrfachunterdrückung lediglich zu addieren.¹⁴ Um den Konstruktionen von essentialistischen Gruppen zu entgehen, weil dabei homogene Lebenslagen und Lebensweisen vorausgesetzt werden, entwickelten *people* und *queers of color* kritische Analyseansätze, die heute unter dem Begriff Intersektionalität zusammengefasst werden.

Winker und Degele (2009) verstehen Theorien als Werkzeuge, die eingesetzt werden, um gesellschaftliche Zusammenhänge besser zu verstehen. Um diesem Anspruch gerecht zu werden, verbinden sie die von ihnen entworfene intersektionale Ungleichheitsanalyse mit methodologischen Überlegungen und liefern gleichzeitig einen Vorschlag, wie diese in der empirischen Praxis umgesetzt werden kann. Sie schlagen vor, die theoretischen und methodologischen Differenzierungskategorien in ihrer ganzen Vielfalt in die Analyse einzubeziehen und dabei entlang von Ungleichheitskategorien vorzugehen, um so das Problem der Erstellung von Masterkategorien zu umgehen (Winker/Degele 2009, 8). Winker und Degele wollen zeigen, wie verwobene Differenzkategorien auf verschiedenen Ebene theoretisch zu fassen und im theoretischen Forschungsprozess zu analysieren sind (ebd. 14). Sie sehen

„[...] Intersektionalität als kontextspezifische, gegenstandsbezogene und an den sozialen Praxen ansetzende Wechselwirkungen ungleichheitsgenerierender sozialer Strukturen (d.h. von Herrschaftsverhältnisse), symbolischer Repräsentationen und Identitätskonstruktionen.“ (ebd. 15)

Nach Winker und Degele gibt es verschiedene Ungleichheitskategorien, die kontextabhängig auf drei Ebenen wirksam sind (ebd. 18, 24). Um die Verwobenheit dieser Kategorien auf den drei Ebenen konkretisieren zu können, setzen Winker und Degele die kapitalistisch strukturierte Gesellschaft mit ihrer grundlegenden Dynamik ökonomischer Profitmaximierung als theoretische Klammer (ebd. 25). Die Ebenen unterteilen die Autorinnen in die strukturelle, repräsentative und identitäre Ebene.

Winker und Degele analysieren auf der Strukturebene die vier miteinander verwobenen Herrschaftsverhältnisse Klassismus, Heteronormativismus, Rassismus und Bodyismus entlang der Kategorien von Klasse, Geschlecht, „Rasse“ und Körper. Die Verwobenheit ist inhärent, da sich Herrschaftsverhältnisse dynamisch verschieben und ihre Bedeutungen sich wandeln (ebd. 37f). Winker und Degele begründen die Aufnahme der Kategorien Klasse, Geschlecht und „Rasse“ in ihr Analyseraster mit dem Verweis auf den gegenwärtigen Erkenntnisstand bezüglich der Intersektionalität. Hier sind die drei Kategorien als Strukturkategorien von Ungleichheit und Unterdrückung definiert, an denen sich historisch zeigen lässt, dass entlang dieser Differenzli-

14 Es ist wichtig anzuerkennen, dass in konkreten Unterdrückungserfahrungen das Unterdrückt-Sein immer konstruiert ist und mit anderen Kategorien verwoben ist. „Jeder Versuch, ‚Schwarzsein‘, ‚Weiblichkeit‘ oder ‚Klassenzugehörigkeit‘ als spezifische Formen konkreter Unterdrückung auf additive Weise zu substantiieren, vermengt Narrative von Identitätspolitik mit Positionsbeschreibung und konstruiert Identitäten innerhalb der Eckpunkte bestimmter politischer Projekte (Yuval-Davis 2009, 53)“. So entstehen hegemoniale Diskurse der Identitätspolitik, in denen Marginalisierte nicht mehr auftauchen und diese vereinnahmen für einen scheinbar richtigen Weg der Identitätspolitik.

nien ungleiche Ressourcenzuteilung und Lebenschancen verlaufen (Anthias 2001, 368; Acker 2006, 443). Winker und Degele erweitern jedoch diese etablierte Trias um die Kategorie Körper (Winker/Degele 2009, 39). Diese Differenzierungskategorie erfasst insbesondere ein „Maximierungspostulat“ in Form von „mentalen Prägungen, kulturellen Standardisierungen und Optimierungen sowie Modifikationen von Körperlichkeiten“ (ebd. 40). So wird die gesellschaftliche Bedeutung von nutzbringenden, gesunden, leistungsfähigen und attraktiven Körpern als Norm gesetzt, währenddessen die Anderen – die kranken, leistungsunfähigen (-unwilligen), nicht dem normierten Schönheitsideal entsprechenden und alten Körper – deklassiert werden. Die Bedeutung des Klassenbegriffs ist prozessual zu verstehen, denn es geht um Distinktionen¹⁵ und soziale Positionierungen (ebd. 43). Eine Klasse bezeichnet eine Gruppe von Menschen, denen ihre Stellung im Produktionsprozess gemeinsam ist. Die Zuordnung erfolgt über drei Ressourcen:

1. Die über die soziale Herkunft vermittelten ökonomische Ressourcen, wie Vermögen, Geld und Besitz,
2. die kulturelle Ressource, wie Bildung und Beruf und
3. die soziale Ressource, wie Netzwerke und Beziehungen (ebd. 42).

Um die Prozesse der Ausgrenzung fassen zu können, plädieren Winker und Degele für den Begriff der Exklusion, dieser bezieht sich nicht nur auf „eine bereits verfestigte Lage“ der ökonomischen und institutionellen Ausgrenzung, sondern auch auf die sozialen Ausgrenzungen (ebd. 43f.).

Die Kategorie Geschlecht ist ein sozialstrukturelles Phänomen, das interaktiv produziert wird und die Menschen binär aufteilt (ebd. 44), wobei über die humanwissenschaftlich begründete Binarität dichotome soziale Tatsachen zugeschrieben werden. Winker und Degele nehmen keine Trennung von Geschlecht und sexueller Orientierung auf der Strukturebene vor. Sie stützen sich in ihrer Argumentation auf Butlers zwangsheterosexuelle Matrix von *sex – gender – desire*, die sich nicht in ihre Bestandteile auflösen lässt, sondern als sich wechselseitig stützender Machtkomplex wirkt (Butler 1991, 22-25). Geschlecht basiert dabei auf einem heteronormativen Herrschaftsverhältnis, das sich auf hierarchische Geschlechterbeziehungen, unmarkierte heterosexuelle Praxen und eine essentialistische Dichotomie stützt (Winker/Degele 2009, 46). Heteronormativität wirkt dabei als gesellschaftliches Strukturierungsprinzip.

Auch die Strukturkategorie „Rasse“ ist keine biologische Realität, sondern ein soziales, wissenschaftliches und politisches Konstrukt von immensem Einfluss auf die Wahrnehmung und Interpretation der Realität. Die soziale Wirksamkeit von „Rassen“-Hierarchien generiert ökonomische und politische Ungleichheiten und ist damit ein Herrschaftsverhältnis. Die Kategorie „Rasse“ ist eine Erweiterung der biologischen Taxa zur Systematisierung der phänotypischen Unterschiede der Men-

15 Der Begriff der Distinktion bezieht sich auf Pierre Bourdieu und bedeutet in diesem Zusammenhang, dass Klasse nicht statisch sondern in komplexer Weise hergestellt ist (Bourdieu 1999).

schen. Sie ist damit nicht objektivierbar und beruht lediglich auf Konventionen. Deshalb kann sich der Rassismus (Castro Varela, Maria do Mar/Hamzhei, Modjgan 1996) ihrer bedienen, um *alle* realen oder zugeschriebenen Unterschiede zwischen den Menschen einzuordnen und zu bewerten. Rassismus ist nicht statisch, sondern historisch determiniert. Er ist eine Ideologie, die vorgibt, auf einer wissenschaftlichen Theorie aufzubauen, nach der eine reine, von anderen verschiedene „Rasse“ existiert. Die „weiße Rasse“ wird als die reinste angesehen, die biologisch, psychologisch, kulturell, gesellschaftlich und geistig den anderen „Rassen“ überlegen sei. Mit dieser konstruierten Überlegenheit wird die Unterdrückung anderer Völker und Kulturen erklärt und legitimiert.

Die Strukturkategorie Körper ist als begehrenswert, wertvoll, verwertbar, schützenswert, gefährlich, wegzuschließen und zu betrauern markiert. Ein gesunder Körper wird „durch individuelle Lebensführung ein erlangbares Gut“ (Winker/Degele 2009, 49). Körper sind unter Optimierungszwänge gefallen, hier schlägt das Leistungsprinzip durch wie sonst nur bei Klasse (ebd.). Entsprechend Winkers und Degeles praxeologischen Ansatzes sind soziale Praxen verkörpert. Sie erzeugen und verfestigen strukturelle Ungleichheiten (ebd. 50). Die Kategorie Körper basiert auf der Grundlage eines bodyistischen Herrschaftsverhältnisses. Darunter verstehen die Wissenschaftlerinnen Herrschaftsverhältnisse zwischen Gruppen oder Individuen aufgrund körperlicher Merkmale wie Alter, Attraktivität, Generativität und körperlicher Verfasstheit (ebd. 51). Diskriminierungen über „Rasse“, „Behinderung“, Krankheit, Geschlecht ... sind soziale Praxen und schreiben sich gewaltförmig in den Körper ein.

Die strukturelle Ebene der Herrschaftsverhältnisse generiert symbolische Repräsentation und gleichzeitig werden diese von der Repräsentationsebene gestützt. Auf der symbolischen Ebene verorten Winker und Degele Normen, Werte, Diskurse, Stigma, Stereotype und Ideologien (ebd. 54-59). Den theoretischen Hintergrund bildet unter anderem Butlers Theorie der Wirkmächtigkeit von Diskursen (siehe 4.3.1) sowie die Gouvernementalitätsstudien von Foucault und dem Konzept der Selbstführung (siehe 4.1.2/4.1.3).

Die Struktur- und Repräsentationsebenen stehen in Wechselwirkung mit der Identitätsebene, so Winker und Degele. Auf der Identitätsebene finden sich verschiedene Differenzkategorien, die unterschiedliche Identitäten konstruieren. Die theoretische Folie für die Überlegungen von Winker und Degele bildet unter anderem der Denkansatz von Stuart Hall, demzufolge sich Identitäten nur auf der Basis von Differenzen bilden und nicht jenseits von ihr (Winker/Degele 2009, 81). Identitäten können nur wirksam werden, indem sie das andere ausschließen oder sich von ihm abgrenzen. Die Abgrenzungen, so die Autorinnen, können implizit und explizit sein, das heißt, das Andere muss nicht immer erwähnt sein (ebd.). Durch die Aus- und Abgrenzung versuchen Individuen Unsicherheiten in der eigenen Positionierung zu kompensieren (ebd. 61). Naturalisierungen und Hierarchisierungen spielen dabei eine wichtige Rolle. Individuen konstruieren auf deren Grundlage nicht nur unterschiedlichste Identitäten, „sondern sie reproduzieren gleichzeitig hegemoniale symbolische Repräsentationen und hierarchisierte materialisierte Strukturen“ (ebd. 62). Wenn dann dahinter noch ein deterministischer Naturbegriff steht, der mit Alltagswissen und Epistemen der Wissenschaft verknüpft ist, dann werden Identitäten, Strukturen und Repräsentationen essentialisiert und das Gesamtsystem reifiziert (ebd.). Deutlich

werden an dieser Stelle die Bedeutung der Analyse von Wechselwirkungen sowie die Notwendigkeit, mehr als nur eine Perspektive und lediglich die Verbindungen eines Prozesses in den Blick zu bekommen (siehe Abbildung 2). Diesem Anspruch stellt sich die Intersektionale Mehrebenenanalyse. Es geht darum, „verschiedene Formen und Verschiebungen von Ein- und Auswirkungen konzeptuell und begrifflich einzufangen und Widersprüche empirisch zu rekonstruieren und zu erklären“ (ebd. 79).

In diesem Abschnitt ging es darum, die Essenz der Intersektionalen Mehrebenenanalyse darzustellen, da diese die Grundlage meiner Herangehensweise bildet. Dadurch können die vorgefundenen Identitätskonstruktionen hinsichtlich ihres Entstehungsprozesses untersucht werden, der von Butler sprach- und von Foucault diskursanalytisch beschrieben wird. Ich lege die drei Ebenen wie ein Vergrößerungsglas über mein Datenmaterial und kann dem Konstruktionsprozessen nachspüren, indem ich die Wechselwirkung zwischen den Ebenen betrachte.

Im nächsten Abschnitt werden die für diese Arbeit wichtigen Denkanschlüsse an die kritische Frauenforschung verdeutlicht, die sich von dem Herrensingnifikanten „Frau“ deutlich abgrenzen. Insbesondere verweise ich auf Arbeiten, die sich von einer feministischen Position aus mit rassistischen Herrschaftsverhältnissen auseinandersetzen. Ich werde aufzeigen, wie einzelne Ansätze diese Arbeit im Zusammendenken mit der IMA beeinflussen.

4.2.3 Deutschsprachige Debatten zu Rassismus und Feminismus

Die konkrete Beschäftigung mit existentiellen Alltagsproblemen hat einige kaum beachtete intersektionale VordenkerInnen hervorgebracht. Damit sind insbesondere WissenschaftlerInnen gemeint, die sich unter anderem mit dem Rassismus in der sozialen Arbeit beschäftigten und sich kritisch mit dem weißen deutschen Feminismus auseinandersetzten. Gülşen Aktaş beschreibt in ihrem Aufsatz „Türkische Frauen sind wie Schatten – Leben und Arbeiten im Frauenhaus“ (Aktaş 1993) sehr eindrücklich die Verschränkung mehrerer Ungleichheitskategorien aus der Sicht von Angehörigen einer Minderheit. Der Ansatz von Aktaş setzt sich unter anderem mit den Herrschaftsstrukturen in der institutionellen Sozialarbeit auseinander. Sie veranschaulicht plausibel, dass gesellschaftliche Herrschaftsstrukturen auch vor basisdemokratischen und herrschaftskritischen Projekten nicht Halt machen. Aktaş zeigt, dass „ausländische“ MitarbeiterInnen auch in solchen Projekten oft nicht aus inhaltlich konzeptionellen Gründen eingestellt werden, sondern aufgrund ihrer Sprachkenntnisse. Der Text ist nach wie vor aktuell, da er offensichtlich schon in den 1990er Jahren eine kritische Sicht auf die Vorgehensweise hatte, MigrantInnen aus einer reinen Verwertungslogik einzustellen, was heute als *Diversity Management* bezeichnet wird.

Aktaş formuliert deutlich den Widerspruch zwischen dem Einfluss einer rassistischen Gesellschaft und dem Anspruch, gleichberechtigt, basisdemokratisch in hierarchiefreien Räumen zu arbeiten. Dieser Widerspruch ist eigentlich nicht lösbar, da alle ProjektmitarbeiterInnen und BewohnerInnen des Frauenhauses der Gesellschaft angehören. Aktaş will mit diesem Text konstruktive Kritik üben, um die Arbeit im Frauenhaus weiterzuentwickeln. Sie plädiert dafür, dass deutsche weiße Frauen auf ihre Vormachtstellung verzichten müssen. Ein solches Plädoyer sollte nicht nur für soziale oder feministische Projekte gültig sein, sondern auch für die Forschungstätigkeit allgemein und explizit für die feministische. Die Überlegungen Aktaş sind wich-

tige Hinweise für die Empowermentempfehlungen am Ende dieser Arbeit, insofern sie sich auf die multiprofessionelle Zusammensetzungen eines Teams, das mit drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen arbeitet, beziehen.

Weitere wichtige und kaum rezipierte Autorinnen in der Ungleichheitswissenschaft sind Nora Räthzel und Annita Kalpaka, die ebenfalls die paternalistische deutsche Frauenbewegung und den damit verbundenen Rassismus kritisieren (Kalpaka 1990; Kalpaka/Räthzel 1985). Auch sie legen einen Meilenstein, indem sie kritisch hinterfragen, ob ein „wir“ in der Frauenbewegung nicht trügerisch sei. Die Texte von Kalpaka und Räthzel sind als Aufforderung an weiße Feministinnen zu lesen, sich rassistischen Auseinandersetzungen zu stellen und diese zu reflektieren. Die empirischen Ergebnisse dieser Arbeit zeigen, wie notwendig diese Reflexionsarbeit ist (siehe 6.2.8/6.3.7), jedoch geht es auch um Solidarität und Empowerment für Migrantinnen. In diesem Zusammenhang ist eine weitere frühe Arbeit von María do Mar Castro Varela und Modjgan Hamzhei, „Raus aus der Opferrolle“ (1996), zu nennen. Diese vermittelt Empowermentkonzepte für Nicht-Mehrheitsangehörige gegen Diskriminierungen. Diese Texte und Arbeiten sind mittlerweile unerlässlich für die feministische Forschung und deren Bewegung, und sie sind ihren Inhalten nach konsequent intersektional, obwohl das Wort „intersektional“ nicht verwendet wird.

Castro Varela votiert in ihren späteren Arbeiten für die Anwendung intersektionaler Ansätze in der feministischen Theorie. Durch das Konzept sei es möglich, der „Geschmeidigkeit und Flexibilität von Ausgrenzungsmechanismen“ nachzugehen (Castro Varela 2006, 105). Sie verweist innerhalb der Intersektionalität auf das Modell der Verletzlichkeit, um die Komplexität und die sich stetig verändernden Dynamiken von Diskriminierung begreifbar zu machen (ebd. 106). Ich verwende synonym den Begriff der Vulnerabilität (Verwundbarkeit, Verletzbarkeit) in Bezug auf drogengebrauchende Sexarbeiterinnen. Im Abschnitt zur Handlungsfähigkeit setze ich mich mit diesem Modell auseinander (4.3.5). Die konstruierte Differenz sei schwer überwindbar in Bezug auf politisch-strategisches Handeln, so Castro Varela, deshalb plädiert sie für die Verwendung von Raummodellen, welche die Interdependenzen der Kategorien nicht vernachlässigen. „Die sozialen Räume erweisen sich dabei als regulierte Räume, das heißt, dass ein Ein- und Austritt nicht einer individuellen und freien Entscheidung unterliegt, sondern zugewiesen wird“ (Castro Varela 2006, 107).

Castro Varela argumentiert gegen Machtachsenmodelle, die sich verschiedene Machtformationen als Achsen vorstellen, welche sich an einzelnen Punkten überkreuzen. Aus ihrer Sicht verzichten solche Modelle nicht auf festlegende Dualismen und Polarisierungen, wie z. B. „schwarz/weiß“; ‚männlich/weiblich‘; ‚homosexuell/heterosexuell‘ etc.“ (ebd. 108). In Raummodellen sei es nicht möglich, Kategorien als rein und unberührt darzustellen (ebd. 108). Die Intersektionale Mehrebenenanalyse schlägt unter anderem aus diesem Grund vor, die Wechselwirkung der drei Ebenen aufzunehmen, um die Statik und Konstituierung von Kategorien zu verhindern.

Auch die Arbeiten von FeMigra aus Frankfurt, deren bekanntester Text „Wir Seiltänzerinnen“ (1994) ist, werden in der kritischen feministischen Wissenschaft und der kritischen Weißseinsforschung rezipiert. FeMigra plädieren in ihrer Kritik an der weißen deutschen Frauenbewegung für eine strategische politische Identität. Sie setzen sich differenziert mit dem Begriff der Kulturalisierung auseinander, es geht ihnen darum, die Logik der Spaltung des „Eigenen“ vom „Fremden“ aufzubrechen und aus dem Objektstatus herauszutreten. Die Objektivierung bezieht sich auf die

stereotypen Bilder über Migrantinnen als Kriminelle, Ausländerin oder Asylbewerberin. Diese Bilder entmenschlichen die Frauen und rauben ihre Individualität. Es ist ihnen nicht nur wichtig zu zeigen, dass diese durch Sexismus und Rassismus unterdrückt und ausgebeutet werden, sondern sie wollen auch die Funktion des Rassismus in der nationalen und internationalen Arbeitsteilung verdeutlichen. Ebenso ist es ihnen ein Anliegen, nicht mehr als die unreifen, sentimental und emotional Betroffenen wahrgenommen zu werden oder als Rassismusexpertinnen für die weiße deutsche Linke zu fungieren. FeMigra plädieren für die Erklärung des Rassismus aus dem Nationalstaatskonstrukt sowie der nationalen und internationalen Arbeitsteilung. Diesen theoretischen Ansatz unterstütze ich und erweitere ihn durch Foucaults Biopolitik und seine Ausführungen zum Staatsrassismus (siehe 4.1.1).

Die Verknüpfung zwischen meiner Forschungsarbeit und der Gesellschaftsanalyse von FeMigra entsteht durch die Wahrnehmung meiner Machtposition als Forschende gegenüber einer subalternen Gruppe und dem damit verbundenen Anspruch, dieses Machtverhältnis innerhalb des Forschungsprozesses immer wieder zu reflektieren. FeMigra kritisiert die Vormachtstellung weißer deutscher Frauen in der Wissenschaft, wenn es um Forschungsthemen wie z.B. Migration geht. Sie fordern weiße deutsche Frauen auf, ihre Privilegien zu hinterfragen und nicht nur Räume der Betroffenheit für Migrantinnen zu schaffen. Es geht ihnen um eine Neubestimmung des Feminismus, der nicht nur den Kampf gegen die männliche Vorherrschaft umfasst, sondern auch komplexe Herrschafts- und Machtverhältnisse analysiert. FeMigra will nicht die These einer multiplen Unterdrückung stärken, sondern verdeutlichen, dass Rassismus und die internationale arbeitsteilige Gesellschaft auch die Beziehungen unter Frauen strukturieren. Eine weitere Parallele besteht in der Ablehnung der Stereotypisierungen. In dem Text von FeMigra geht es um Stereotype von Migrantinnen und in dieser Arbeit um die Stereotypisierung von drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen als kranke und verantwortungslose Menschen, denen entweder die Rolle des Opfers oder der Täterin zugewiesen wird. Die Dekonstruktion dieser Stereotype ist ein zentrales Anliegen dieser Arbeit.

Birgit Rommelspacher und Helma Lutz, haben schon früh fundamental kritische antirassistische Arbeiten vorgelegt. Diese Arbeiten sind nicht wie die bislang benannten Forschungsarbeiten aus einer Betroffenenperspektive entstanden, sondern aus einer kritisch verantwortungsvollen Wissenschaft. Diese Autorinnen etablierten nicht nur intersektionale Inhalte, sondern auch den Begriff Intersektionalität in der feministischen Wissenschaft. Unabhängig davon, ob sie aus einer wissenschaftlichen Perspektive auf soziale Praxen der Ausgrenzung, Diskriminierung und Ungleichheit schauen oder diese Praxen aus einer Betroffenheit beschreiben, geht es ihnen nicht nur darum, die Verwobenheit und Verschränkung differenter Ungleichheitskategorien aufzuspüren und zu beschreiben, sondern auch darum, Handlungsmöglichkeiten oder politische Strategien aufzuzeigen.

Rommelspacher ist unter anderem durch das von ihr entwickelte Konzept der Dominanzkultur (1995, 2002) in der Rassismusforschung und der Intersektionalitätsforschung bekannt. Sie vertritt die Auffassung,

„[...] dass sich die Gesellschaft nicht aus zwei oder drei Perspektiven heraus entwickeln lässt, sondern dass viele unterschiedliche Machtdimensionen die gesellschaftlichen Strukturen und

das konkrete Zusammenleben bestimmen und dass diese im Sinne eines *Dominanzgeflechts* miteinander verwoben sind.“ (Rommelspacher, 2009, 2f)

Des Weiteren erklärt Rommelspacher, wie Ungleichheit durch die parallele Entwicklung der Wissenschaften von Humanbiologie und Anthropologie und getragen von einem scheinbaren Gleichheitsanspruch im abendländischen Denken ausgehend von der Aufklärung gerechtfertigt und durchgesetzt wird. In diesen Wissenschaften gehe es darum, soziale Tatsachen aufgrund körperlicher Merkmale festzuschreiben, die sich an verschiedenen Formen des Normalismus orientierten. Am Ende ihres Artikels über Intersektionalität (2009) erinnert Rommelspacher daran, dass die Debatten um Intersektionalität aus einer politischen Bewegung entstanden sind und kritisiert, dass diese aktuell immer stärker akademisiert werden.

Helma Lutz (2001/2005/2007) verbindet in verschiedenen Arbeiten biografische Forschung und Intersektionalität, wobei die gesellschaftliche Relevanz unterschiedlicher Problemlagen immer eine wichtige Rolle in ihrer Forschung spielt. So versucht sie mittels eines intersektionalen Ansatzes auf die Situation von Migrantinnen als Hausarbeiterinnen in deutschen Haushalten aufmerksam zu machen und schreibt auch gegen simple Verallgemeinerungen in den Vorstellungen über die Subjekte in Bildungs- und Erziehungsprozessen und die daraus resultierende Modellbildung an. Sie schlägt nicht nur vor, die differenten Kategorien in die Forschung aufzunehmen, wie zum Beispiel *race*, *class* und *gender*, sondern Differenzierungen überhaupt erst einmal wahrzunehmen. In einem biografischen Interview mit Mamphela Ramphele, einer südafrikanischen Anti-Apartheid-Aktivistin, geht es Lutz und Kathy Davis darum, unter Zuhilfenahme einer intersektionalen Analyse die Vielfalt lebensgeschichtlicher Identitätskonstruktionen zu reflektieren und sichtbar zu machen. Die Vielfalt von Identitätskonstruktionen im Forschungsprozess ernst zu nehmen, ist eine Forderung, die auch diese Arbeit erfüllen soll.

Katharina Walgenbach (2005/2007) arbeitet mit dem Begriff der Interdependenzen, statt mit dem Begriff der Intersektionalität. Sie kritisiert am Intersektionalitätsansatz, dass die Verwendung der Begriffe „Überkreuzungen“ oder „Überschneidungen“ von einem genuinen Kern der Kategorien ausgehen würden. Walgenbach schlägt vor, nicht von Interdependenzen zwischen den Kategorien, sondern von „interdependenten Kategorien“ zu sprechen. Sie begreift soziale Kategorien als heuristische Instrumente, die weder essentiell noch ontologisch vorgegeben sind. Um ihre Vorgehensweise zu verdeutlichen, analysiert sie Gender als interdependente Kategorie, die in gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen produziert wird. Vergeschlechtlichte Subjekte seien in einer multidimensionalen Machtmatrix unterschiedlich zueinander positioniert. Nach Walgenbach kann Gender als interdependente Kategorie immer nur für spezifisch ausgewählte Kontexte definiert werden (Walgenbach 2007, 62). Der Kontext ist abhängig vom Erkenntnisinteresse. Die inhaltliche Bestimmung einer interdependenten Kategorie ist die Suche nach den relevanten Feldern und Ebenen, welche die Kategorie in dem ausgewählten Kontext aufspannen. „Um die interdependente Struktur einer Kategorie zu erfassen gilt es, deren interne Architektur in ihrer Komplexität umfassend auszuleuchten“ (Walgenbach 2007, 63).

Walgenbach ist es wichtig auch Privilegien oder privilegierte Subjekte zu fokussieren. In ihrer historischen Studie „Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur“

analysiert Walgenbach Interdependenzen zwischen weißer Identität, Geschlecht und Klasse in den deutschen Kolonien. Diese Studie gehört zur kritischen Weißseinsforschung und wählt weiße Identitätsformate, um dem Vergessen oder Verdrängen des deutschen Kolonialismus in der Geschichtsschreibung entgegenzuwirken. Sie postuliert, dass weiße Identität ein Produkt sozialer Privilegierung ist und somit auch veränderbar. So kommt auch Walgenbach zu dem Schluss, dass ein erster Schritt der Aufarbeitung sei, sich gegen weiße Dominanzkultur zu stellen. Deshalb ist auch Walgenbachs Arbeit gerade in Bezug auf Identität und Dominanzkultur produktiv für mein Thema.

Gudrun Axeli Knapp und Cornelia Klinger sind ebenfalls sehr einflussreich in der deutschen Intersektionalitätsdebatte. Sie plädieren dafür, die subjektive Ausgangslage von Individuen im Hinblick auf die gesellschaftliche Transformation Europas komplex zu beschreiben. Auch Klinger und Knapp greifen den Antagonismus zwischen den Freiheits- und Gleichheitsversprechen und der Ausbeutung und Diskriminierung auf. Ihnen kommt es darauf an, mittels intersektionaler Betrachtungen zu verstehen, wie es zu diesen Widersprüchen kommt. Sie fordern stärkeres Engagement für eine feministische Theorie, die gesellschaftliche Veränderungen nicht nur über *Gender Mainstreaming* und eine Anerkennung von Differenz zu erreichen versucht (Knapp 2005). In ihren Sammelbänden (Klinger/Knapp/Sauer 2007; Klinger/Knapp 2008) geht es den Autorinnen im Allgemeinen um die theoretischen Herausforderungen der Intersektionalität und im Speziellen um eine historisch-gesellschaftstheoretische Fundierung der Intersektionalitätsdebatte. Klinger und Knapp schlagen zur Analyse von Ungleichheit ein Achsenmodell von Klasse, „Rasse“/Ethnizität und Geschlecht als differenten, aber in Wechselwirkung stehenden Strukturzusammenhang vor. Für Klinger und Knapp ist der kategorieübergreifende Zugang der Intersektionalität und die Übertragung auf die strukturtheoretische Ungleichheitsforschung das eigentliche Ziel. Dessen Umsetzung sehen sie aber noch in weiter Ferne, da es sinnlos sei, auf die Durchkreuzung der Kategorien Klasse, „Rasse“ und Geschlecht in den persönlichen Erfahrungswelten hinzuweisen, solange es nicht möglich sei zu erklären, wie sich diese Kategorien gesellschaftlich konstituieren (Klinger 2003). Ich schätze an dem Ansatz von Klinger und Knapp, dass sie zwar die identitätsfokussierten Betrachtungen bei einer intersektionalen Ungleichheitsanalyse als unabdingbar erachten, jedoch fordern, die Makroebene bzw. die Strukturebene stark zu machen, um der sich verschärfenden Ungleichheitsproblematik gerecht zu werden und damit auch die Verwendung des Klassebegriffs zu begründen.

Eine weitere praxisorientierte Arbeit legte Nadja Lehmann vor. Sie analysiert mit einer intersektionalen Perspektive die Situation von Migrantinnen im Frauenhaus und belegt, dass Geschlechterverhältnisse nicht die einzigen Macht- und Herrschaftsverhältnisse sind, die Gewalt generieren. Diese wissenschaftliche Studie zeigt auf, wie der intersektionale Ansatz für die Arbeit im Frauenhaus genutzt werden kann (Lehmann 2008). Sie analysiert häusliche Gewalt intersektional und arbeitet in Anlehnung an die Politikwissenschaftlerin Jyl Josephson (2005)¹⁶ vier Analyseebenen heraus.

16 Josephson bezieht sich größtenteils auf Patricia Hill Collins und Kimberlè Crenshaw, siehe unten.

Die erste Ebene nennt Lehmann erfahrungsbezogene Intersektionalität. Auf dieser Ebene geht es darum, die Erfahrungen von Individuen innerhalb des Kontextes von hierarchischen Machtbeziehungen zu verstehen (Lehmann 2008, 85/299ff). Lehmann sieht aufgrund ihrer biografischen Forschungsperspektive die Herkunftsfamilie als wichtigen Zugang, um den Kontext von Gewalt zu verstehen (Lehmann 2008, 300). Für sie ist es wichtig, die Gleichzeitigkeit von Handlungsfähigkeit und Opferstatus aufzudecken (Lehmann 2008, 301). Bereits auf der erfahrungsbezogenen Ebene erfasst Lehmann als zweiten wichtigen Punkt die gesellschaftlichen Machtstrukturen. Lehmann findet hier in der Artikulation ihrer Gesprächspartnerinnen dominante gesellschaftliche Diskurse in der Herkunftsfamilie und in der Gesellschaft. Sie weist an dieser Stelle ebenfalls auf die Wechselwirkung zwischen der individuellen und der strukturellen Ebene hin (ebd.). Durch dieses methodische Vorgehen kann die subjektive Positionalität innerhalb der und gegenüber den Diskursen erfasst werden, um der Frage nachzugehen, an welcher Stelle sich Subjekte anpassen, unterwerfen oder widersetzen und Gegendiskurse entfachen (Lehmann 2008, 302).

Die zweite Ebene wird als Konzept der strukturellen Intersektionalität bezeichnet, hier geht es Lehmann unter anderem um strukturelle Benachteiligungen, aufenthaltsrechtliche Abhängigkeiten und strukturellen Rassismus (ebd. 86). Die Ebene bezieht sich auf die soziale und gesellschaftliche Positionalität der Frauen (ebd. 303).

Die dritte Ebene ist die politische Intersektionalität, auf dieser kann erkannt werden, welche Diskurse sich wie etablieren und wer darüber wie ausgegrenzt wird (ebd. 86). Es werden sozialpolitische Diskurse und Maßnahmen berücksichtigt, indem dominante fachliche, wissenschaftliche und politische Diskurse analysiert werden (ebd. 306).

In der vierten Analyseebene in Lehmanns Konzept geht es um die Analyse der kritischen Entwicklungen innerhalb der politischen Bewegungen und um die Entwicklung von politischen Strategien (ebd. 86/306). Es geht darum, Handlungsmöglichkeiten oder politische Strategien weiterzuentwickeln.

Die intersektionale Analyse von Lehmann weist Parallelen zur IMA nach Winker und Degele auf. Lehmann schlägt im Gegensatz zu den drei Ebenen von Winker und Degele vier Analyseebenen vor, auf denen sie das alltägliche Handeln der Frauenhausbewohnerinnen in seiner Wechselwirkung zu den hegemonialen Diskursen und Herrschaftsstrukturen untersucht. Auch Lehmann geht es darum, die Handlungsfähigkeit der Frauen herauszuarbeiten und diese ins Verhältnis zu familiären und gesellschaftlichen Machtstrukturen zu setzen. Die Ebenen der erfahrungsbezogenen, der strukturellen und der politischen Intersektionalität sind vergleichbar mit den drei Ebenen von Winker und Degele.

Schwierig an Lehmanns Ansatz scheint mir der biografische Zugang, nicht in fachlicher sondern in zeitlicher Hinsicht. So ist die Verweildauer von Bewohnerinnen im Frauenhaus begrenzt, und es stellt sich die Frage, wie und wann eine derartig differenzierte Analyse von Sozialarbeiterinnen und -pädagoginnen geleistet werden kann. Ebenso scheint mir eine biografische Herangehensweise schwierig, da diese Analyseform entsprechende Qualifikationen voraussetzt, insbesondere wenn man bedenkt, dass Bewohnerinnen oft schwer traumatisiert sind.

Auch in Bezug auf die Definition von häuslicher Gewalt nimmt Lehman eine intersektionale Perspektive ein. In Berufung auf Natalie J. Sokoloff und Ida Dupont (2005) wird Misshandlung zwar als persönliches Ereignis erfahren und in der indivi-

duellen Lebensgeschichte verortet, gleichzeitig ist sie jedoch „ein kulturelles und soziales Produkt sich überschneidender Verbindungen zwischen Geschlecht, „Rasse“, sozialer Klasse und Sexualität (Lehmann 2008, 88). In der Kontextualisierung von Gewaltverhältnissen bezieht sich Lehmann auf Mary Ann Dutton (1996). Letztgenannte ist langjährige Gewaltforscherin und verfolgt einen sozialökologischen Ansatz. Dutton stellt auf der Gewalterfahrungsebene von betroffenen Frauen ein Modell von fünf sich überschneidenden Systemen vor:

1. Die individuell misshandelte Frau, ihre individuelle Geschichte und der Sinn, den es für sie hat (d.h. die Ontogenese),
2. Die persönlichen Netzwerke, in denen die misshandelte Frau interagiert, die Entwicklungsgeschichte von jedem und welchen Sinn diese für sie haben (d.h. die Mikro-Ebene),
3. Die Verflechtung zwischen den Netzwerken, welche die soziale Umwelt der Frau definieren, die Geschichte dieser Verknüpfungen und welchen Sinn diese für sie haben (d.h. die Meso-Ebene),
4. Die größeren gesellschaftlichen Netzwerke, die nicht direkt mit der misshandelten Frau in Wechselwirkung stehen, aber welche nichtsdestotrotz sie indirekt beeinflussen (d.h. die Exo-Ebene), die Entwicklungsgeschichte der Netzwerke und welchen Sinn diese für sie haben,
5. Das gesellschaftliche und kulturelle Konzept, das festgelegt wird durch die kulturelle, ethnische Gruppe und Einflüsse der sozialen Klasse, die historische Entwicklung des Konzeptes und welchen Sinn es für sie hat (d.h. die Makro-Ebene) (Dutton 1996, 111, Übersetzung K.S.).

Die von Lehmann vorgestellten Ansätze korrespondieren im Einzelnen mit dem methodologischen Ansatz der Intersektionalen Mehrebenenanalyse von Winker und Degele. So finden sich in den vier Analyseebenen von Josephson die drei Ebenen der Intersektionalen Mehrebenenanalyse wieder. In dem Ansatz von Sokoloff und Dupont und ebenso bei Dutton sehe ich die Wechselwirkung der drei Ebenen.

Für mich ist am Ansatz von Lehmann aufschlussreich, dass sie die Bedeutung der Mehrdimensionalität in der Gewaltforschung unterstreicht, die nicht nur die individuellen Faktoren, sondern insbesondere die Interaktion dieser Faktoren untereinander herausarbeitet (Lehmann 2008, 90). Die differenzierte Aufnahme von Gewalterfahrungen drogengebrauchender Sexarbeiterinnen ist auch in dieser Arbeit eine zwingende Voraussetzung, und ebenso wie Lehmann werde ich die Verletzung der Frauen ernst nehmen, aber an diesem Punkt nicht stehen bleiben, sondern ihre Handlungsfähigkeit extrahieren. Weiterhin finde ich Lehmanns expliziten Fokus auf den strukturellen Rassismus bereichernd, den sie einnimmt, ohne dabei die klassistischen und sexistischen Herrschaftsverhältnisse zu vernachlässigen, sondern vielmehr deren Verschränkung zu analysieren.

In diesem Abschnitt ging es darum, die deutsche Rassismus-Feminismus-Debatte bezüglich der Intersektionalität zusammenzufassen und herauszuarbeiten, inwieweit sich diese mit der IMA deckt. Es sollte aber auch transparent werden, wie meine Forschungsperspektive an diese Theoriediskussionen anschließt. Im nächsten Abschnitt möchte auf die für diese Arbeit wichtige internationale Rezeption intersektionaler Ansätze eingehen und die produktiven Anschlüsse aufzeigen.

4.2.4 International Intersektional – Eine „Aufklärung“ ganz anderer Art

Der Begriff *intersectionality* hat seine politischen und wissenschaftlichen Wurzeln im US-amerikanischen *Black Feminism*. Kimberle Crenshaw führte den Begriff der Intersektionalität in die differenztheoretische Diskussion ein, um zu verdeutlichen, dass sexistische und rassistische Diskriminierungserfahrungen Schwarzer Frauen häufig nicht zu unterscheiden sind (Crenshaw 1989). Crenshaw wählt die Metapher einer Straßenkreuzung, um die Diskriminierung Schwarzer Frauen zu beschreiben. Der Verkehr kann in die eine oder andere Richtung fließen. Passiert ein Unfall auf der Kreuzung, kann dieser durch zwei Autos aus einer, aus zwei unterschiedlichen oder im Extremfall aus allen Richtungen verursacht werden. Ähnlich ergeht es einer Schwarzen Frau, ihre Verletzungen können das Resultat unterschiedlicher Diskriminierungen sein (Crenshaw 1989, 149).

Als Juristin hat Crenshaw die Erfahrung gemacht, dass die Justiz oft unfähig ist, Gewalt gegen Frauen anzuerkennen, wenn nicht eindeutig ist, ob die Gewalt von der Betroffenen als Frau oder als Schwarze erfahren wird. Deshalb hat sie versucht zu erfassen, wie in der Rechtsprechung mit Fällen umgegangen wird, in denen sowohl *race* als auch *gender* eine Rolle spielt. In einem späteren Interview erklärt sie, wie das Konzept der Intersektionalität entstanden ist:

„It grew out of trying to conceptualize the way the law responded to issues where both race and gender discrimination were involved. What happened was like an accident, a collision. Intersectionality simply came from the idea that if you're standing in the path of multiple forms of exclusion, you are likely to get hit by both. These women are injured, but when the race ambulance and the gender ambulance arrive at the scene, they see these women of colour lying in the intersection and they say, 'Well, we can't figure out if this was just race or just sex discrimination. And unless they can show us which one it was, we can't help them.'“ (Crenshaw 2004)

Die Metapher der Straßenkreuzung passt auch in das Forschungsfeld der informellen Drogen- und Sexökonomie. Sie macht verständlich, was passiert, wenn eine Frau aus der Minderheitengruppe der drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen versucht, die Hauptkreuzung der städtischen Repression zu überqueren. Die Hauptstraße ist das Betäubungsmittelgesetz und die Sperrgebietsverordnung, eine Querstraße ist die körperliche Verfasstheit, dann folgen die Straße der Heteronormativität und die Querstraße des Rassismus. Die Kreuzungsmetapher erzeugt ein Bild der strukturellen Verletzlichkeit von drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen.

Die Überquerung der Hauptstraße birgt die Risiken einer juristisch begründeten Sanktionierung. Aus der Querstraße der körperlichen Verfasstheit kommen Diskriminierungen, die sich aus der Markierung als durch Sucht und Abhängigkeit erkrankte und damit gefährliche Körper ergeben. Beim Überqueren der Straße der Heteronormativität ist sie als Frau, Prostituierte und „Junkiehere“ verletzbar, während sie durch die Querstraße des Rassismus mit Zuweisungen als Sexarbeiterin mit Migrationshintergrund gefährdet ist. Um die Durchkreuzung von Herrschaftsverhältnissen auf der strukturellen Ebene anschaulich zu beschreiben, eignet sich der Ansatz von Crenshaw gut, auch wenn er additiv in seiner Metapher ist. Er beschreibt plausibel, dass eine drogengebrauchende Sexarbeiterin sich nur selten mit einer Form der Un-

terdrückung auseinanderzusetzen hat, sondern meistens mit mehreren Formen gleichzeitig konfrontiert ist. Ausgehend von diesem Bild ist die Intersektionale Mehrebenenanalyse ein weiterführender Schritt, der differenzierter die identitäre, repräsentative und strukturelle Verwobenheit erfasst und aufspaltet, um Widersetzungen, Handlungsfähigkeit und Empowerment herausarbeiten zu können.

Weißsein ist in postkolonial-rassistischen Verhältnissen eine unmarkierte Positionalität. Eine weiße drogengebrauchende Sexarbeiterin ist gegenüber einer drogengebrauchenden Sexarbeiterin *of color* zumindest nicht durch rassistische Unterdrückungsmomente gefährdet. An dieser Stelle wird die Bedeutung der drei Ebenen wichtig. Durch die Mehrebenenanalyse der Selbsttechnologien drogengebrauchender Sexarbeiterinnen kann herausgearbeitet werden, wie eine drogengebrauchende Sexarbeiterin von Unterdrückung betroffen ist und gleichzeitig selbst unterdrückt, indem sie sich auf rassistische Diskurse bezieht und strukturell unterstützt wird.

Auch Nira Yuval-Davis plädiert für eine sorgfältigere Trennung der Analyseebenen (Yuval-Davis 2009, 56). Yuval-Davis unterscheidet die institutionelle, intersubjektive und die Repräsentationsebene (ebd. 56/64). Sie spricht von sozialen Trennlinien als Makroachsen gesellschaftlicher Macht, die aber auch Menschen direkt betreffen. Soziale Trennlinien in Gestalt von Organisationen, Intersubjektivität, Erfahrungen und Repräsentationen berühren „die Art, in der wir sie theoretisieren, ebenso wie die Art, in der wir die Verbindungen zwischen den verschiedenen Ebenen theoretisieren“ (ebd. 56). Sie finden ihren Ausdruck in den Institutionen und Organisationen und betreffen spezifische Macht und Affektbeziehungen zwischen wirklichen Menschen, die informell oder als Agenten innerhalb der Institution handeln. Soziale Trennlinien existieren auch in den Alltagserfahrungen von Menschen. Das umfasst nicht nur, was sie über sich selbst und ihre Gemeinschaft denken, sondern auch über andere. Weiterhin identifiziert Yuval-Davis die Trennlinien der Repräsentationsebene, die sich in Bildern, Symbolen, Texten und Ideologien niederschlagen. Ihre Beschreibung der sozialen Trennlinien in den drei Ebenen kommt der Intersektionalen Mehrebenenanalyse sehr nahe. Sie bezieht sich in der Betrachtung der Identitätsebene, ebenso wie Winker und Degele, auf Stuart Hall und geht davon aus, dass Identitäten sich nur in Abgrenzung zu Anderen begründen (siehe 4.2.2/5.3). Eine zentrale Forderung in der Methodik von Yuval-Davis ist es zu analysieren, wie bestimmte Standpunkte, Identitäten und Werte konstruiert sind, wie sie sich miteinander verbinden und gegenseitig beeinflussen (Yuval-Davis 2009, 58). Diese Herangehensweise kann mit der Beschreibung komplexer Wechselwirkungen in der Intersektionalen Mehrebenenanalyse gleichgesetzt werden (siehe 4.2.2/5.3).

Yuval-Davis sieht für ihren Ansatz ein quantitatives Problem beim Erfassen der Kategorien. Sie begründet das Dilemma zum einen in Bezug auf Butlers „unbegrenzten Bezeichnungsprozess“ (Butler 1991, 210) und zum anderen in dem Verweis auf die Möglichkeit, dass in jeder besonderen historischen Lage eine begrenzte Zahl sozialer Kategorien existiert, die das Machtgeflecht bilden, in dem sich die unterschiedlichen Gesellschaftsmitglieder verorten. Yuval-Davis gibt darauf zwei Antworten, die sich einander nicht ausschließen: In konkreten historischen Situationen existieren in Bezug auf die soziale Positionierung bestimmter Menschen Kategorien, die wichtiger sind als andere. Gleichzeitig gibt es soziale Kategorien, die die meisten Menschen betreffen (Geschlecht, Klasse, „Rasse“...), andere betreffen nur wenige („drogensüchtig“, „straffällig“, illegalisiert ...). Jedoch sind genau diese wenigen Katego-

rien für manche Menschen extrem wichtig, und sie müssen sie sichtbar machen. Hier sind die sozialen Machtachsen und nicht die sozialen Identitäten von entscheidender politischer Bedeutung (Yuval-Davis 2009, 61). Die Konstruktion der Bedeutung von Kategorien ist ein Produkt der schöpferischen Freiheit und Autonomie von Menschen. Kämpfe um Anerkennung enthalten immer auch ein Element der Konstruktion, „und deshalb ist es so wichtig, die Beziehungen zwischen sozialen Positionen, Identitäten und politischen Werten zu untersuchen“ (Yuval-Davis 2009, 62).

Laut Yuval-Davis geht es in der intersektionalen Analyse darum,

„[...] die unterschiedlichen Weisen zu analysieren, in denen sich verschiedene soziale Kategorien konkret vermischen, wie sie sich wechselseitig konstruieren, und wie sie sich auf politische und subjektive Identitätskonstruktionen beziehen.“ (Yuval-Davis 2009, 64)

Aus Yuval-Davis' Ansatz ergibt sich für diese Arbeit die Konsequenz, die Zuschreibung der Kategorie „Drogenprostituierte“ nachzuweisen und die Konstruktionsprozesse sichtbar zu machen, auch wenn nur sehr wenige Menschen von der Kategorie betroffen sind. Nichtsdestotrotz ist es genau für diese Menschen wichtig, die Verschränkung von Drogenkonsum, Sexarbeit und Machtverhältnissen zu verdeutlichen, um die wechselseitige Konstruktion zu analysieren, sowie deren Bezug zur Subjekt-konstruktion zu eruieren. Die abstrakt formulierte Forderung von Yuval-Davis kann methodologisch durch die acht Schritte in der Intersektionalen Mehrebenenanalyse von Winker und Degele umgesetzt werden. Gleichzeitig genügt sie auch dem Postulat, dass die Ebenen sozialer Trennlinien methodisch sorgfältig getrennt werden sollen, wenn zum Beispiel politische Initiativen und Implementierungssysteme bewertet werden (siehe 4.2.2/5.3). Dem von Yuval-Davis benannten Dilemma der quantitativen Erfassung von Kategorien kann durch die Formulierung der Forschungsfrage und dem Forschungsziel entgegengewirkt werden, wobei man sich immer vergegenwärtigt muss, dass dies aufgrund der Modellhaftigkeit des Forschungsprozesses zur Ausschließung anderer Kategorien führt.

Die Arbeit von Patricia Hill Collins beschreibt, wie diverse Unterdrückungssysteme sich wechselseitig konstruieren und stabilisieren (Hill Collins 1998). Sie veröffentlichte 1990 das Buch „*Black Feminist Thought*“, in dem sie die wichtigsten Kriterien für ein intersektionales Konzept aufzeigt. Die Unterdrückung durch *race, class, gender, sexuality and nation* sind intersektionale, sich gegenseitig konstruierende Machtssysteme. Weil die Biografien Schwarzer Frauen von den intersektional wirkenden Machtssystemen besonders stark beeinflusst werden, schufen sie sich Weltbilder aus dem Bedürfnis nach nicht unterdrückten Selbstdefinitionen und dem Interesse an sozialer Gerechtigkeit. Mit der *matrix of domination* plädiert Hill Collins für einen Gegenentwurf zu einem additiven Modell von Herrschaftsverhältnissen.

„Additive models of oppression are firmly rooted in the either/or dichotomous thinking of Eurocentric, masculinist thought. One must be either Black or white in such thought systems--persons of ambiguous racial and ethnic identity constantly battle with questions such as ‚what are you, anyway?‘ This emphasis on quantification and categorization occurs in conjunction with the belief that either/or categories must be ranked. The search for certainty of this sort requires that one side of a dichotomy be privileged while its other is denigrated. Privilege becomes defined in relation to its other.“ (Hill Collins 1990, 225)

Additive Modelle reduzieren die konkreten Lebensrealitäten vieler Bevölkerungsgruppen, unter anderem Schwarzer Frauen, auf separate, scheinbar exklusive „Achsen der Unterdrückung“. Herrschaftsverhältnisse, die entlang der Kategorien „Rasse“, Klasse, Geschlecht und sexuelle Orientierung arbeiten, werden als äußerliche und voneinander isolierte Faktoren interpretiert, die im Nachhinein aufaddiert werden (ebd.).

„In addition to being structured along axes such as race, gender, and social class, the matrix of domination is structured on several levels. People experience and resist oppression on three levels: the level of personal biography; the group or community level of the cultural context created by race, class, and gender; and the systemic level of social institutions. Black feminist thought emphasizes all three levels as sites of domination and as potential sites of resistance.“ (ebd. 226)

Nicht nur Hill Collins frühe kritische Auseinandersetzungen mit der Addition von Unterdrückungsverhältnissen, sondern auch ihre Kritik am Euro- und Androzentrismus sowie dem damit verbundenen dichotomen Denken sind grundlegend für diese Arbeit. Ihre Analyse von spezifischer Erfahrung Schwarzer Frauen mit der Intersektionalität von Unterdrückung ermöglicht eine vergleichende Bewertung anderer Individuen und sozialer Gruppen in ähnlichen Situationen.

Einen weiteren intersektionalen Ansatz bietet Leslie McCall mit den inter-, intra- und antikategorialen Zugängen (McCall 2005). Durch die drei unterschiedlichen Ansätze versucht McCall die Probleme, die sich bei der Modellbildung ergeben, wenn komplexe Sachverhalte empirisch untersucht werden sollen, zu lösen. Der antikategoriale Ansatz lehnt sich stark an den Poststrukturalismus an, d.h., es werden die Kategorien an sich dekonstruiert. Es geht darum Stereotype aufzubrechen und zu transformieren, in dem aufgezeigt wird, wie diese gesellschaftlich erzeugt werden.

Der intrakategoriale Ansatz nimmt die Ungleichheit innerhalb einer zentralen Kategorie, wie „Rasse“ oder Geschlecht in den Blick. Dem liegt zugrunde, dass sich Subjektpositionen von Individuen nicht durch den Rückgriff auf eine einzelne Kategorie beschreiben lassen.

Durch den interkategorialen Ansatz werden die Wechselbeziehungen zwischen den Kategorien in Bezug auf Gruppen, wie zum Beispiel die sozialen Unterschiede differenter, jedoch homogen konstruierter Gruppen, wie den Männern, den Frauen oder des Proletariats und den dazugehörigen Untergruppen, etwa weiße und schwarze Proletarierinnen, analysiert.

Der Intersektionale Mehrebenenansatz bedient je nach Forschungsfrage und Forschungsfeld die inter-, intra- und antikategorialen Ansätze. So geht es in dieser Arbeit darum, die Kategorie „Drogenprostituierte“ gemäß dem antikategorialen Ansatz zu dekonstruieren. Es geht aber auch darum, innerhalb der Kategorie drogengebrauchender Sexarbeiterinnen entsprechend dem intrakategorialen Ansatz Differenzen aufzuzeigen. Der interkategoriale Ansatz spielt eine Rolle bezüglich des Vergleiches der Positionalität der Sexarbeiterinnen, AkteurInnen des Stadtteils und deren Untergruppen, wie „professionelle“, „unprofessionelle“ Sexarbeiterin, Sexarbeiterin *of Color*. Allerdings hat letztgenannter Analyseansatz in dieser Arbeit nur eine periphere Bedeutung.

Die Debatte um Intersektionalität lässt sich meiner Auffassung nach nicht ohne die Postkoloniale Kritik denken.¹⁷ Ein wichtiger Vertreter Postkolonialer Kritik ist Frantz Fanon. Sein Gesamtwerk zielt nicht nur auf das Empowerment für Kolonialisierte, sondern er zielt auch unmittelbar auf die Verantwortung der Weißen, indem er rücksichtslos die Gräuel- und Schandtaten der Kolonialmächte enttarnt, nicht indem er sie verurteilt, sondern indem er die Taktiken des Kolonialismus dekonstruiert. Sein Ziel ist es, den „Kolonialisierten“ beizubringen, wie man die Pläne der „Kolonialisierenden“ vereiteln kann (Sartre 1981, 9). Nach der Lektüre seiner Bücher bleibt ein „schmutziges“ Gefühl bei der weißen LeserIn und nicht bei den Anderen, den Kolonialisierten. Deutlich wird an dieser Lektüre, dass Weiße (EuropäerInnen und NordamerikanerInnen) in der Pflicht sind, Verantwortung für das geschehene Unrecht zu übernehmen und die darauf basierende aktuelle Privilegierung zur Disposition zu stellen. Wie Jean-Paul Sartre schreibt, werden auch wir dekolonisiert, denn der Kolonialherr, der in uns allen steckt, werde ausgerottet, wir wüssten genau, dass wir Ausbeuter sind. Es gehe darum, uns unseres verlogenen Humanismus endlich zu entkleiden. „Dieses Geschwätz von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Liebe Ehre, Vaterland, was weiß ich. Das hindert uns nicht daran, gleichzeitig rassistische Reden zu halten: ‚dreckiger Neger‘, ‚dreckiger Jude‘, ‚dreckiger Araber‘ [Anführungszeichen K.S.]“ (ebd. 22f). Der Autor spricht die LeserIn auf einer emotionalen Ebene an, und für diese Arbeit hat seine Beschreibung einen großen Wert in Bezug auf die Bewertung der Kategorien „Kolonialisierung“, „Kranker“, „Delinquenten“ und „Anormalen“ in der Sozialarbeit und Wissenschaft.¹⁸ Hier werden auch Parallelen zum aktuellen Umgang der Mehrheitsbevölkerung mit den „Überflüssigen“ und „Deklassierten“ sichtbar, womit jedoch nicht die Gräueltaten der KolonialherrInnen mit der Ausgrenzung und Diskriminierung von „nicht normalen“ oder nicht angepassten Menschen durch die deutsche Gesellschaft gleichgesetzt werden soll. Es geht darum, das Prinzip von Dominanz und Unterdrückung sowie deren Rechtfertigung und/oder Verdrängung zu erkennen und zu zeigen, dass es immer auch um den Reflexionsprozess des Eurozentrismus gehen muss. Fanon zeigt nicht nur die Scham der Unterdrückten, sondern beschämt auch die UnterdrückerInnen. Fanons Ansatz kann als ein Konzept des strategischen Essentialismus (siehe 4.3.2) der Kolonialisierten gelesen werden. In Fanons konsequent emanzipatorischer Haltung der „antikolonialen Gegengewalt“, explizit bezogen auf die Entfremdung des Lumpenproletariats, sehe ich die Spuren, die der Entfremdung drogengebrauchender Sexarbeiterinnen gleichkommen. Besonders bereichernd an Fanons Ansatz ist, dass er die so genannten „Untermenschen“,¹⁹

17 SchriftstellerInnen wie James Baldwin oder Toni Morrison beschreiben literarisch die Intersektionalität der Unterdrückung und ihrer Auswirkungen im Kolonialismus. Diese Werke sind wichtige und hilfreiche Dokumente zur intersektionalen Bewertung des Rassismus.

18 Weiterführend dazu Müller 1986.

19 Diese Bezeichnung findet sich in der deutschen Übersetzung. Im deutschen Sprachraum sind das Gegenstück die nationalsozialistischen „Herrenmenschen“. Fanons Kontext ist aber die demütigende und abwertende Zuschreibung der KolonialistInnen und die gewaltvolle Inkorporation auf der Seite der Kolonisierten.

für ihn sind das Verzweifelte zu denen er auch Prostituierte zählt, ernst nimmt. Ähnlich wie Luxemburg bettet er die Entstehung ihrer verzweifelten Lebenslagen ebenfalls in die Ausbeutungs- und Kolonialisierungsverhältnisse ein (Fanon 1981, 110f). Das heißt nicht, dass er diese Menschen abwertet oder viktimisiert, er ordnet ihre entwürdigende Lebensrealität strukturell ein und präferiert die Einbindung aller Individuen im Kampf gegen die Unterdrückung. Fanon sieht missionarische Tätigkeit grundsätzlich als sinnlos an, da diese das Anwachsen des Lumpenproletariats nicht eindämmen kann. Dieser Sachverhalt ist vergleichbar mit der westeuropäischen Sozial- oder Bildungsarbeit, wenn diese nur als reine Elendsverwaltung oder Disziplinierung praktiziert wird. Mein Denkansatz wurde von Fanon in erster Linie um die Scham erweitert, die er uns zuweist, sowie um die verstärkte Wahrnehmung meiner Privilegien, die ich als weiße Wissenschaftlerin und Westeuropäerin habe.

Intersektionale Analysen haben ihre Ursprünge in der Formulierung empirischer Unterdrückungserfahrungen, im Kampf dagegen und für die Emanzipation der Unterdrückten. Aus einer Rede der schwarzen Sklavin Sojourner Truth stammt das Zitat „*Ain't I A Woman?*“ aus dem Jahre 1851 und „benennt ein zentrales Element und Problem der Intersektionalitätsdebatte“ (Degele/Winker 2009, 11). Die Frage stellte Truth auf einer Frauenversammlung in Akron, Ohio, und sie richtete sich an die anwesenden weißen Männer, welche den Frauen aufgrund ihrer angeblichen Schwäche kein Stimmrecht zuerkennen wollten. Gleichzeitig thematisierte sie damit aber auch den Rassismus und den Klassismus in der damaligen weißen Frauenbewegung (Davis 1982, 62/64).

Auch Angela Davis hat maßgeblich die Intersektionalitätsdebatte beeinflusst. Als politische Aktivistin verweist sie auf die widersprüchlichen Konsequenzen, welche die Erfolge sozialer Bewegungen wie des *Civil Rights Movements* und der *Black Feminists* im Bereich der US-amerikanischen Rechtsprechung nach sich zogen:

„Did we work so hard in order to guarantee entrance of a conservative black man²⁰, who opposes affirmative action and women's reproductive rights, into Supreme Court? Rather than simply despair that things are taking a reaction turn, I think it is important to acknowledge the extent to which the black movement allowed for the emergence of a much more powerful black middle class and the breakup of an apparent political consensus. There are similar middle-class formations among other racial ethnic groups. So the question today is not so much how to reverse these developments to re-find ourselves, based on a kind of nostalgic longing for what used to be, but rather, to think about the extent to which movements for racial and gender equality can no longer be simply based on questions of desegregation. A different kind of ‚political‘, a different kind of politics, really, has to inform this movement.“ (Davis 2006/1998, 307f)

Die Ambivalenz der Erfolge von sozialen Bewegungen bei der Veränderung der Rechtsprechung lässt sich auch an der Einführung des ProstG in Deutschland ablesen, wenn zum Beispiel sein Einfluss auf Migrantinnen und Drogengebraucherinnen

20 Davis bezieht sich hier auf die Berufung des rechts-konservativen Clarence Thomas an den Obersten Gerichtshof der USA 1991. Der Berufung gingen schwere Vorwürfe der sexuellen Belästigung seiner ehemaligen Mitarbeiterin Anita Hill voraus.

in der Sexarbeit bewertet wird. Einerseits ist das ProstG verglichen mit anderen Staaten ein Erfolg der sozialen Bewegung von SexarbeiterInnen. Andererseits führt es zu einer Regulierung und Kontrolle, die marginalisierte Gruppen ausgrenzt. Davis kann als eine kritische Wegbereiterin solcher Sichtweisen und Bewertungsansätze verstanden werden.

1977 erklärten die Aktivistinnen des schwarzen, lesbischen *Combahee River Collective (CRC)*, dass sie gleichzeitig gegen „rassistische“, sexuelle, heterosexuelle und klassenbedingte Unterdrückung kämpfen. Das *CRC* stellt sich die besondere Aufgabe, eine integrierte Analyse und Praxis zu entwickeln, die auf der Tatsache basiert, dass zentrale Unterdrückungssysteme sich überkreuzen. Aus der Synthese dieser Unterdrückungen ergeben sich die realen Bedingungen ihres Lebens. Als Schwarze Frauen sehen sie den Schwarzen Feminismus als eine logische politische Bewegung, die die vielfältigen und gleichzeitigen Unterdrückungen bekämpft, der sich *Women of Color* gegenübersehen (The Combahee River Collective 1982, 13 [Übersetzung K.S.]).

Der Ansatz des *CRC* setzt ein konsequentes intersektionales Denken voraus und sieht Empowerment als wichtiges Erkenntnisziel. Damit bildet auch er eine wichtige Grundlage für Herangehensweise an das Forschungsfeld in dieser Arbeit, wie auch Chandra Talpade Mohanty (Mohanty 1988). Ihre Kritik bezieht sich ebenfalls auf die Produktion eines homogenen weiblichen Subjekts und die verallgemeinernde Viktimisierung von „Dritte-Welt-Frauen“ (ebd. 2002, 519). Der Denkansatz von Mohanty ist nicht nur aufgrund ihrer Kritik am westlichen Feminismus wichtig, sondern auch, weil er eine Untersuchung von Analysekatoren in Studien westlicher Feministinnen über Frauen in der „Dritten Welt“ enthält (ebd. 1988, 152-156). Diese Herangehensweise fließt in die methodische Rahmung dieser Arbeit ein, zum Beispiel bei der Dekonstruktion von Stereotypen über „Drogenprostituierte“. Mohanty arbeitet mit einem identitätstheoretischen Ansatz, der einen konstitutiven Zusammenhang zwischen sozialer Positionierung, Erfahrung und Identität erklärt. Sie empfiehlt, globale Prozesse von unten anstatt von oben zu analysieren und fordert, dass Forschung von der Wahrnehmung der marginalisierten Gruppen armer Frauen ausgehen muss (ebd. 2002, 510/514f). Diesem Anspruch Mohantys wird die Intersektionale Mehrebenenanalyse gerecht, indem sie die sozialen Praxen im Forschungsfeld in den Fokus stellt.

Mohanty fordert ein antikapitalistisches, antiimperialistisches und feministisches Projekt, dass nicht nur soziale Ungerechtigkeiten, sondern auch Formen des Widerstandes und der Solidarität aufdeckt.

„[...] we need an anti-imperialist, anticapitalist, and contextualized feminist project to expose and make visible the various, overlapping forms of subjugation of women’s lives. Activists and scholars must also identify and reenvision forms of collective resistance that women, especially, in their different communities enact in their everyday lives.“ (Mohanty 2002, 515)

Sie spricht marginalisierten Frauen ein epistemisches Privileg zu, da sie besonders ausgebeutet seien (ebd. 2002, 515). Durch diese Perspektive untergräbt Mohanty die eindimensionale Sicht der „Dritte-Welt-Frau“ als Opfer (ebd.). Auch diese Argumentation ist anschlussfähig für die Exploration des Forschungsfeldes (siehe 4.3). Die Parallele zur Intersektionalität liegt vor allem im Anspruch Mohantys an weiße Fe-

ministinnen, die Verwobenheit zwischen den verschiedenen Lebenssituationen, Hierarchien und Machtverhältnissen, denen Frauen unterworfen sind, aufzunehmen und ihre eurozentristischen Vorstellungen zu überwinden (Mohanty 2002, 518f).

Ein weiterer, für das Forschungsthema wichtiger Text zur Postkolonialen Kritik stammt von Hazel Carby. Sie fordert in ihrem Aufsatz, während der Analyse von Ungleichheit die Unterschiede zwischen den Frauen zu bedenken, weil feministische Theoriekonzepte für Schwarze und weiße Frauen differenzierte Ergebnisse liefern müssen (Carby 1982, 216 ff). Deshalb könne nicht von Frauen im Allgemeinen gesprochen oder geschrieben werden. Carby fordert außerdem eine selbstkritische Haltung weißer Forscherinnen in Bezug auf ihre Privilegien (ebd. 213f/221). Sie kritisiert das reduktionistische Bild der „Dritte-Welt-Frau“, das von weißen Forscherinnen präsentiert wird (Carby 1982, 219f). Carby zeigt, dass Kolonialisierung als Unterdrückungskategorie in den Studien weißer feministischer Akademikerinnen nicht mitgelesen wird, sondern Gender die alleinige Kategorie ist (ebd. 220).²¹

Carbys intersektional begründete Kritik an der Objektivierung Schwarzer Frauen durch weiße Forscherinnen fokussiert meine Sichtweise auf das Forschungsfeld der „Beschaffungsprostitution“. Ich möchte das reduktionistische Bild, das von „Beschaffungsprostituierten“ vermittelt wird, kritisch hinterfragen und plädiere für eine differenzierte Betrachtung der heterogenen Lebenslagen drogengebrauchender Sexarbeiterinnen. Auch Carbys Insistieren darauf, die eigenen Machtverstrickungen zu verdeutlichen, ist sehr wertvoll. Diesem praktischen Problem widme ich mich in den Unterkapiteln 4.3 und 6.4.

Gayatri Chakravorty Spivak ist in ihrer Analyse noch radikaler, da sie sich als Autorin des Textes kritisch reflektiert (Spivak 2008, 119-148; ebd. 2010). Der Denkansatz Spivaks wird explizit in das Kapitel zur Handlungsfähigkeit (siehe 4.3.2) integriert, jedoch soll an dieser Stelle kurz auf Spivak Bezug genommen werden, da ihren theoretischen Arbeiten eine intersektionale Sicht zugrunde liegt. Ihre Postkoloniale Kritik basiert auf einer Dekonstruktion von Subjektkonzeptionen. Sie verweist auf die einseitige Viktimisierung marginalisierter Frauen des globalen Südens. Spivak weist immer wieder auf die Schwierigkeit der Repräsentation und Selbstrepräsentation Marginalisierter hin und setzt sich theoretisch und auch politisch damit auseinander. In diesem Zusammenhang führt sie den Begriff der Subalternen ein (Spivak 2008). Diese gesamte Abhandlung über Subalternität ist konsequent intersektional und fokussiert u.a. die Begriffe Handlungsfähigkeit und Widersetzung. Spivaks Perspektive ist deshalb intersektional, weil sie die unterschiedlichen Herrschaftsverhältnisse mit der Repräsentations- und Identitätsebene verknüpft (ausführlicher dazu siehe 4.3.2). Spivaks intersektionales Nachdenken über Subalternität ist übertragbar auf die Analyse subalternen Positionen „Beschaffungsprostituiertes“ im „reichen“ Norden.

Iris Marion Young ist von ihrer theoretischen Provenienz her nicht der Postkolonialen Kritik zuzurechnen, jedoch sind ihre Forschungsschwerpunkte auf Unterdrückung und Gerechtigkeit fokussiert. Die Ideen Youngs zur Unterdrückung und dem Grup-

21 Carby analysiert unter anderem die Studie *Nimble fingers make cheap workers: an analysis of women's employment in Third World export manufacturing* von Diane Elson und Ruth Pearson, zwei britischen Wissenschaftlerinnen.

penverständnis werden in 4.3.4/6.4 weiter verfolgt. An dieser Stelle möchte ich lediglich ihr Herangehen zeigen, um die Anschlüsse zur Intersektionalen Mehrebenenanalyse zu verdeutlichen. Sie zitiert in einem ihrer Aufsätze, „Fünf Formen der Unterdrückung“ (Young 1996), Simone Weil:

„Vergewaltigung ist eine furchtbare Karikatur der Liebe, der die Zustimmung fehlt. Nach Vergewaltigung ist Unterdrückung das zweite Gräueltat der menschlichen Existenz. Sie ist eine furchtbare Karikatur des Gehorsams.“ (Young 1996, 99)

Dieses Zitat verdeutlicht fast poetisch die Vulnerabilität derer, die unterdrückt werden. Young schlägt vor, den Begriff der Unterdrückung durch die fünf Formen – Ausbeutung, Marginalisierung, Machtlosigkeit, Kulturimperialismus und Gewalt – zu erfassen. Bedeutsam an Youngs Ansatz ist ihre Herangehensweise an den Begriff der Gerechtigkeit. Diese erfährt aus ihrer Sicht zwei Beschränkungen in Folge von Unterdrückung und Herrschaft. Unterdrückung sei die zentrale Kategorie, die emanzipatorische und soziale Bewegungen wählen, um in den politischen Diskurs einzutreten (ebd. 99f). Young verdeutlicht zum einen die Notwendigkeit des Begriffes, da er viel von unseren sozialen Erfahrungen einfängt. Zum anderen betont sie, dass die Bedeutung des Begriffes Unterdrückung diffus sei. Young unterscheidet die allgemeine von der spezifischen Unterdrückung, um darauf aufmerksam zu machen, dass nicht alle Gruppen im selben Ausmaß und auf dieselbe Art und Weise unterdrückt seien (ebd. 100). Schon hier weist sie, ohne den Begriff zu benutzen, auf die Intersektionalität von Unterdrückung hin. Young fasst Unterdrückung als einen strukturellen Begriff. Da sie ihren Ausführungen Foucaults Werk *Überwachen und Strafen* (1994c) zugrunde legt, verortet sie Symbole, Normen, Ideologien, Werte auf der Strukturebene (Young 1996, 101 f). Sie expliziert Unterdrückung anhand von Gruppen. Young hat es vermieden,

„die Kategorie so zu gestalten, dass für jede unterdrückte Gruppe ein besonderes System der Unterdrückung entwickelt wird: z.B. Rassismus, Sexismus, Klassenunterdrückung, Heterosexismus oder Altendiskriminierung. Es entsteht ein doppeltes Problem, wenn man die Unterdrückung jeder Gruppe durch eine einheitliche und spezifische Struktur oder ein eigenständiges System erklärt. Zum einen mag diese Art, Unterdrückung zu verstehen, die Ähnlichkeiten und Überschneidungen der Unterdrückung verschiedener Gruppen nicht zu fassen. Zum anderen gibt sie die Situation aller Gruppen fälschlicherweise als die gleiche wieder.“ (ebd. 134)

An dieser Stelle werden die Anschlussmöglichkeiten an die Intersektionale Mehrebenenanalyse in Bezug auf die Wechselwirkung zwischen den vier Herrschaftsverhältnissen deutlich. So legen Winker und Degele genau aus diesem Grund Wert darauf, die ersten drei Analyseschritte direkt am Material zu vollziehen und erst in den nächsten Schritten die Generalisierung, respektive Abstraktion, zu vollziehen. Young versucht Herrschaftsverhältnisse innerhalb der fünf Formen der Unterdrückung – Ausbeutung, Marginalisierung, Machtlosigkeit, Kulturimperialismus und Gewalt – zu beschreiben. Young geht es darum, ein Instrument zu entwerfen, das die Verschränkung und unterschiedliche Auswirkung von Unterdrückung beschreibbar macht. Youngs Ansatz ist kompatibel mit den vier Herrschaftsverhältnissen der IMA

und liefert die Möglichkeit deren Verwobenheit zu erfassen (Ausführungen siehe 4.2.2/5.3).

4.2.5 Zusammenfassung

In diesem Unterkapitel wurden die Theorien, die das Feld der intersektionalen Forschung dieser Arbeit rahmen, in einem Überblick dargestellt und Anknüpfungspunkte zur Intersektionalen Mehrebenenanalyse herausgearbeitet mit dem Ziel zu verdeutlichen, welche intersektionalen Ansätze den Forschungsansatz ergänzen und bereichern. Dabei ging es nicht um eine abgrenzende Darstellung, sondern um einen Eklektizismus, der konstruktiv Anschlüsse zwischen der Intersektionalen Mehrebenenanalyse und den anderen Theorien zur Intersektionalität erörtert und würdigt.

Wie bereits erwähnt, musste zwangsläufig reduziert werden, und es wurden nur solche Theorien dokumentiert, die sich als anschlussfähig und produktiv für das Thema der Handlungsfähigkeit und Empowerment im Forschungsfeld erwiesen. Für alle Kapitel kann postuliert werden, dass die kritische Haltung gegenüber Ausbeutung und Unterdrückung, die allen vorgestellten Theorien zugrunde liegt, in meine Methodologie integriert wurden. Weiterhin wird die Forderung ernst genommen, die eigene Positionalität und Privilegierung kritisch zu hinterfragen und in den Forschungskontext einzubinden. Aus den von mir berücksichtigten Theorien ziehe ich weiters die Erkenntnis, der verallgemeinernden Viktimisierung der Interviewpartnerinnen entgegen zu arbeiten und ihre Widersetzungen und Handlungsfähigkeit bei gleichzeitiger Benennung von Herrschaftsstrukturen sowie machtvoller Diskurse und Ideologien zu explorieren. Ich entnehme ihnen auch die Forderung als Forscherin im hohen Maße ethisch zu agieren, also die Interviewten nicht zu Forschungszwecken zu objektivieren, sondern verantwortlich mit dem Material umzugehen, z.B. nicht alle Strategien offen zu legen, sondern immer im Sinne der Interviewten zu fragen, was es den „Beforschten“ nutzt. Es geht auch darum, nicht nur die Abwertung und Diskriminierung zu beschreiben, sondern Empowerment für die betroffenen Frauen herauszuarbeiten, aber auch deren Privilegierung gegenüber anderen marginalisierten Gruppen zu beschreiben. So müssen zum Beispiel rassistische Verhaltensweisen im Forschungsfeld selbst sowie der eigene Rassismus reflektiert und thematisiert werden. Ich sehe bei den meisten Ansätzen eine Aufforderung, nicht nur zu forschen, um die eigene Reputation zu mehren, sondern selbst politisch tätig zu sein. Wichtig ist die Erkenntnis, Differenzen zu sehen und ernst zu nehmen, darüber aber keine Spaltung und Abgrenzung zu erzeugen, sondern im Sinne Donna Haraways partiell situative Affinitäten oder Kollaborationen zu entwerfen (siehe 4.3.3).

Den aufgezeigten Theorien sind die Begriffe der Handlungsfähigkeit und der Widersetzung immanent. Beide werden nicht immer kategorisch und konsequent erwähnt, jedoch stellen sie tragende Säulen im Gebäude des intersektionalen Denkens dar. Deshalb werden im Folgenden die Begriffe Widersetzung und Handlungsfähigkeit näher betrachtet.

4.3 POSTSTRUKTURALISTISCHE ANSÄTZE FÜR HANDLUNGSFÄHIGKEIT UND WIDERSETZUNG

In der Auseinandersetzung um Intersektionalität wird immer wieder auf die Gefahr hingewiesen, durch die Anwendung von intersektionalen Konzepten den alten Fehler der Reduktion in der Sozialtheorie zu wiederholen. Reduktion bedeutet in diesem Zusammenhang, dass eine scheinbare Ordnung in der Struktur- und in der Makroebene die Praxisfelder determiniert. Paula Villa weist darauf hin, dass Handeln weit mehr ist „als die *Einverleibung* theoretisch und analytischer definierter, zentraler Kategorien“ (Villa 2010, 203). Villa merkt an, dass die Kategorien von Ungleichheit ihrer eigenen strukturellen Logik folgen, ebenso wie das Handeln von Menschen mit der seiner physischen Dimension eigenen Logiken folgt. Diese Logiken konstituieren sich zwar gegenseitig, seien aber nicht aufeinander zu reduzieren (ebd. 203f). Villa fragt, ob Intersektionalität die Möglichkeit bietet, das komplexe Tun der Menschen durch die verschränkten und komplexen Kategorien zu beschreiben und gibt zu bedenken, ob wir nicht am Ende wieder Gefahr laufen, hochkomplexe Sachverhalte auf einige wenige Strukturkategorien zurückzuführen, von denen wir annehmen, sie seien die „Kern“-Dimensionen moderner sozialer Struktur“ (ebd. 210). Ihre Bedenken äußert sie auch in Bezug auf die Reproduktion hegemonialer Normen dahingehend, dass die „tatsächliche Komplexität und deren normative Dimension“ nicht gesehen wird. Ein Wechsel in den „usw.-Modus“ (Butler 1991, 210) als Ausweg zu der kategorialen Festschreibung von menschlichem Handeln lehnt sie ebenfalls ab (Villa 2010, 210). Villa schlägt vor, Intersektionalität in einem stärker politischen Sinn zu verwenden (ebd. 211). Sie weist daraufhin, „dass soziale Strukturen soziales Handeln konstituieren und begrenzen, und dass gleichzeitig soziales Handeln soziale Strukturen produziert und gleichzeitig gestaltet“ (ebd.). Die Prozesse seien zutiefst geprägt von Macht, Dominanz und sozialer Ungleichheit. Genau an diesem Punkt möchte ich ansetzen. Es ist notwendig, die komplexe Verschränkung von Struktur und Handeln zu Ende zu denken und dabei die intersektionale Analyse einzusetzen. Mir geht es einerseits darum, Gewalt- und Ausbeutungsverhältnisse zu analysieren, um ihre Effekte auf der Subjektebene herauszuarbeiten. Andererseits erfasse ich die subjektiven Umgangsweisen mit den Strukturen und die Widersetzungen gegen sie, um den Blick über eine handlungsverhindernde Opferperspektive hinaus zu öffnen. Die Intersektionale Mehrebenenanalyse nach Winker und Degele versucht, durch die Erfassung der Wechselwirkungen auf den drei Ebenen diesem Dilemma zu entkommen (siehe 4.2.2/5.3). Nichtsdestotrotz sind Villas Bedenken und Hinweise wertvolle Anregungen, um das eigene Forschungsanliegen und „Situierendes Wissen“ (Haraway 1995) zu reflektieren.

Villa betont die Notwendigkeit antikategorialer Ansätze in der intersektionalen Forschung (Villa 2011, 218). Um dieser Forderung nachzukommen, nutze ich unter anderem Butlers poststrukturellen Ansatz von Handlungsfähigkeit und übertrage ihre Theorie auf die Intersektionale Mehrebenenanalyse (IMA) (4.3.1). Im Abschnitt 4.3.2 widme ich mich den theoretischen Ansätzen zur Handlungsfähigkeit von Spivak und stelle die Anschlüsse zur IMA her. Auf Haraways Theoriekonzept, das ebenfalls reichhaltige Ansatzpunkte liefert, um die Handlungsfähigkeit dekonstruktiv

vistisch zu rahmen, wird in 4.3.3 eingegangen. Da die von mir untersuchte Gruppe von extremen Formen der Ausbeutung und Verletzung betroffen ist, die ihre Handlungsfähigkeit einschränkt, beziehe ich auch Iris Marion Young Unterdrückungskonzept (4.3.4) und den Begriff der Vulnerabilität (4.3.5) in die theoretischen Grundlagen ein.

4.3.1 Das Subjekt und seine Handlungsfähigkeit bei Judith Butler

Judith Butler beschäftigt sich aus einer psychoanalytischen, sprachphilosophischen und feministischen Perspektive mit Subjektivationen. Handlungsfähigkeit und die Möglichkeit Herrschaftsverhältnisse anzugreifen und zu skandalisieren, spielen in Butlers dekonstruktivistischer Theorie eine bedeutende Rolle. Im Folgenden werde ich Butlers Theorie der Handlungsfähigkeit umreißen, die Widersprüche aus meiner Sicht anmerken und verdeutlichen, warum und wie ich Butlers Denkansatz verwende.

Subjekte sind für Butler Effekte und Machtwirkungen. Sie entstehen in und durch diskursive gesellschaftliche Praktiken, in denen Individuen als Subjekte konstituiert werden. Kurz gesagt, Subjekte sind den Diskursen, den gesellschaftlichen Machtverhältnissen nicht vorgängig (Villa 2003, 41). Dabei bleibt festzuhalten, dass konstituiert sein, so Butler, nicht bedeutet determiniert, sprich handlungsunfähig zu sein (Butler 1993a, 44). Im Gegenteil, der konstituierte Charakter stellt die Vorbedingung für Handlungsfähigkeit dar (ebd.). Die Konstruktion steht nicht im Gegensatz zur Handlungsfähigkeit, sondern eröffnet diese vielmehr und stellt deren notwendige Bedingung dar (Butler 1991, 216). Handlungsfähigkeit ist ebenso als Effekt von Diskursbedingungen anzusehen, wie das Subjekt selbst. Sie sind auf der gleichen Machtdiskursebene lokalisiert und können auch nur dort existieren. Handlungsfähigkeit ist nicht a priori gegeben, sondern ein politisches Vorrecht, „eine kontingente und zerbrechliche Möglichkeit“ (Butler 1993b, 128; Cornell 1993, 83f). Die Möglichkeit handlungsfähig zu werden, ist gekoppelt an den Konstitutions- bzw. Herstellungsprozess des Subjekts. Denn Handlungsfähigkeit ist immer ein politisches Vorrecht, es ist entscheidend immer nach ihren Bedingungen zu fragen. Butler meint konkret die Bedingungen für eine Mobilisierung auf der Grundlage von Diskurs- und Machtkonstellationen (ebd. 45).

Um die sedimentierten oder materialisierten Bedingungen für drogengebrauchende Sexarbeiterinnen kategorial zu erfassen, nutze ich das Instrumentarium der Intersektionalen Mehrebenenanalyse. Durch die analytische Trennung der drei Ebenen, werden die Wechselwirkung zwischen Identität, Diskurs- und weiteren Machtkonstellationen aufgedeckt. Entsprechend können die Möglichkeitsbedingungen für subjektive Handlungsfähigkeit sowie ihre evtl. Erweiterung konstituiert werden. Indem Butler postuliert, dass Subjektkonstituierung Handlungsfähigkeit ermöglicht, ist die Analyse der Konstituierungsprozesse notwendig, nicht nur um Handlungsfähigkeit von Subjekten, sondern auch um deren Widersetzungen, zu identifizieren oder zu stärken. Handlungsfähigkeit von Subjekten muss allerdings zwischen Rechtssubjekten und „Bio-Subjekten“ unterscheiden. So trifft die Subjektivierung für alle Individuen der Normalisierungsgesellschaft zu, hingegen sind nicht alle Subjekte Rechtssubjekte (Lorey 2007, 273).

„Es bedeutet, sich in einem biopolitischen Paradigma so zu subjektivieren, dass man in der Lage ist, sich selbst zu führen, sich als Subjekt einer Sexualität zu erkennen und zu lernen, einen Körper zu haben, der durch Achtsamkeit (auf Ernährung, Hygiene, Wohnen) gesund bleiben oder durch Unachtsamkeit krank werden kann. Alle müssen zu sich selbst Verhältnisse aufbauen: Selbstverhältnisse, durch welche sie beständig zum modernen, an „Normalität“ orientierten Subjekt werden.“ (ebd.)

Rechtssubjekt zu sein ist immer verknüpft mit der Verfügbarkeit von Rechten und Pflichten. Krasmann schreibt dazu:

„So muss, wer sich politisch artikulieren will, wer gesellschaftlich überhaupt wahrgenommen und als politisches Subjekt anerkannt werden will, die Regeln des Sprechens und der Artikulation eines Konflikts bereits anerkannt haben.“ (Krasmann 2011, 58)

Drogengebrauchende Sexarbeiterinnen bewegen sich in der illegalisierten Drogen- und Sexökonomie. Deshalb werden ihnen ihre Rechte abgesprochen oder stehen ihnen gar nicht erst zur Verfügung, und sie werden als Rechtssubjekt nicht anerkannt. Obendrein haben sie weder die Regeln des Sprechens über, noch den Konflikt zwischen ihrem Leben und den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen als solchen anerkannt und sind somit auch als politisches Subjekt nicht existent.

Nach Butler existiert kein Subjekt ohne Subjektwerdung (Butler 2001, 15). Subjektwerdung findet in einem durch Praxen und Diskurse vorstrukturierten Raum statt. Die Diskurse stellen verschiedene Subjektformen zur Verfügung. Das einzelne Subjekt ist damit sowohl Schauplatz widerstreitender Subjektkonstruktionen, als auch der Effekt dieser Diskurse. Nach Butler wird das Subjekt durch einen Prozess der Ausschließung und Differenzierung (ebd. 1993a, 44) anhand eines politischen Regulierungsverfahrens konstituiert, das dann die Vorstellung einer kohärenten, substantiellen Identität schafft. Dieses Regulierungsverfahren nennt Butler auch soziale Praktiken oder Bezeichnungsverfahren (ebd. 1991, 211). Identität wird damit durch einen unbegrenzten, kontingenten Bezeichnungsprozess gesetzt und ist immer schon bezeichnet (ebd.). Es gibt kein Subjekt, das vor oder außerhalb einer Kultur existiert. Das Bezeichnungsverfahren ist ein regulativer Wiederholungsprozess. Butler trennt sich vom intentionalen Subjekt des „Täter[s] hinter der Tat“ (ebd. 1991, 209), weil diese Vorstellung die diskursive Verortung und die Bedingungen der Handlungsfähigkeit des Subjekts verdeckt.

Der Subjektbegriff ist nicht komplementär zu den Begriffen Person oder Individuum verwendbar. Das Subjekt ist genealogisch als sprachliche Kategorie aufzufassen, „als Platzhalter, als in Formierung begriffene Struktur“ (ebd. 2001, 15). Es ist die sprachliche Gelegenheit des Individuums, verständlich zu werden und somit die sprachliche Bedingung seiner Existenz und Handlungsfähigkeit (ebd.). In ihren Arbeiten unterscheidet, so Villa, Butler deutlich zwischen Subjekt und Individuen. Subjekte stellen adrette, intelligible, ordnungsgemäße Positionen dar und Individuen seien unordentliche Komplexitäten (Villa 2010, 204). Butler hinterfragt durch eine „antifundamentalistische Methode“ (Butler, 1991, 36) das ontologische Subjekt, das von sich glaubt, es sei im Kern autonom und mit sich selbst identisch. Ihr wird u.a. deshalb vorgeworfen, dass in ihrem Theorem Handlungsfähigkeit durch die diskurstheoretische Herangehensweise nicht denkbar sei (Duden 1993).

Für Butler ist der Körper aber nicht nur ein Effekt, sondern es geht ihr darum, zu beschreiben, wie dieser intelligibel wird (Butler 1991, 215f). Wenn die Subjektkonstruktion ein nicht deterministischer Mechanismus ist, weil das Subjekt nicht jenseits der konstituierenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse existiert, sondern das Subjekt die Macht immer voraussetzt, dann ist der Effekt der vorgängigen Macht zugleich die Möglichkeitsbedingung für eine radikale Form der Handlungsfähigkeit (dies. 2001, 19).

Butler selbst sagt, dass mit der Verinnerlichung sozialer Normen nicht geklärt sei, was die Verinnerlichung eigentlich ist, was es für die Norm bedeutet einverleibt zu werden und was mit ihr passiert (ebd. 23). Gesellschaftliche Kategorien bieten eine soziale Existenz, deshalb werden diese auch in Form einer Unterwerfung angenommen, wenn die Alternative darin besteht, überhaupt keine soziale Existenz zu haben (ebd. 24). Um intelligibel zu werden, ist das Subjekt genötigt, in Kategorien, Begriffen und Namen zu denken und sich diesen zu unterwerfen. Es sucht das Zeichen seines Selbst außerhalb seiner selbst – „in einem Diskurs, der zugleich dominant und indifferent ist“ (ebd. 25).

Für Butler sind Diskurse produktiv, da ein Diskurs nicht nur gesprochene Wörter, sondern ein Begriff der Bedeutung ist. Er beinhaltet nicht nur vorhandene Praktiken und Beziehungen, sondern tritt in diese ein und ist deshalb produktiv (dies.1993b, 129). Unter Diskurs versteht Butler die geschichtlich spezifische Organisationsform der Sprache (dies. 1991, 212), es sind also Epistemen des Sprechens und Denkens, die es ermöglichen, unsere Umwelt zu verstehen und zu ordnen.²²

Mit der Sprechakttheorie von John L. Austin versucht Butler zu erklären, wie aus Diskursen materielle Wirklichkeiten und geschichtlich sedimentierte Wirkungen werden. Performative Sprechakte sind in dieser Theorie Handlungen, die das, was sie benennen, in Szene setzen und so die konstitutive oder produktive Macht der Rede unterstreichen (dies.1993b, 123f). „Daß Sprechen eine Form von Handlung ist, bedeutet nicht notwendiger Weise, daß es tut, was es sagt“ (dies. 2006, 162). Sprache darf nicht als statische funktionale Entität verstanden werden, in der gesellschaftliche Positionen von vornherein verankert sind, denn die Bedeutungen von Äußerungen sind nicht ausschließlich durch frühere Kontexte determiniert. Die Kraft einer Äußerung kann gerade aus dem Bruch mit dem Kontext entstehen (ebd. 227). Butler bezieht sich auf Jacques Derridas Möglichkeit der „Wiedereinschreibung“ von Begriff-

22 Villa beschreibt den Diskurs wie folgt: „Wir denken und sprechen in biologischen, medizinischen, psychologischen oder kapitalistischen Kategorien, womit gewisse Phänomene der Welt in eben diesen Weisen bedeutet werden: Die ‚Risikoschwangerschaft‘, die durch den medizinischen Diskurs ‚geschaffen‘ wird, die Chromosomen als Definition einzelner Lebewesen (biologischer Diskurs), die Gesundheit hauptsächlich als Fähigkeit zum Arbeiten im kapitalistischen Wirtschaftssystem (Diskurs Kapitalismus), die Magenschmerzen als Ausdruck einer stressigen Lebensführung (psychologischer Diskurs). Was Diskursen eigen ist – und was sie so überaus mächtig macht –, ist ihre Fähigkeit, alternative Bedeutungen zunächst geradezu unmöglich zu machen. Sie wirken präreflexiv, aber umso mächtiger, weil sie das Denken strukturiert haben, bevor wir überhaupt anfangen zu denken. Das heißt: Diskurse stecken den Bereich des Denk- und Lebbaaren ab, indem andere Optionen nicht denk- oder lebbar scheinen.“ (Villa 2003, 23)

fen und postuliert, dass die Fehlaneignung, z.B. des Begriffs Subjekt – assoziiert mit Autonomie und Souveränität – im postsouveränen Kontext die Wahrnehmung erschüttern kann (ebd. 226). Das Widerstandspotential solchen Aufrufens besteht genau in dem Bruch, den es zwischen einer gewöhnlichen und einer nicht-gewöhnlicher Bedeutung hervorruft (ebd. 227). Zwar können performative Äußerungen nicht immer an die Situation ihrer Äußerungen rückgekoppelt werden, jedoch ist ihre Wirkmächtigkeit in der Erinnerung des Körpers enthalten (ebd. 2006, 248). Beispielsweise schreibt sich der abwertende Diskurs über die „Junkieure“ nicht nur in die Subjekt-konstruktionen, sondern auch in die Körper ein. Butler liest diesen Prozess als die körperliche Auswirkung sedimentierter Geschichte der performativen Äußerungen. Es ist die Form der Materialisierung, die dem Körper eine kulturelle Bedeutung gibt, ohne ihn zu determinieren. Butler postuliert hier das Moment des Widerstands, indem der Körper die kulturelle Bedeutung verunsichern kann und somit die diskursiven Mittel enteignet, mit denen er selbst hergestellt wurde (ebd. 248).

Butler geht vom Fakt der Reiteration (ebd. 2006, 198) aus, es gibt aus ihrer Sicht keine Möglichkeit nicht zu wiederholen. Allerdings erzeugt die Wiederholung allein nicht zwangsläufig den Effekt der Veränderung oder Verschiebung, sondern es kommt darauf an, WIE wiederholt wird (ebd. 2006, 162; ebd. 1991, 217). Für Butler ist die performative Äußerung ein einflussreiches Ritual, mit denen Subjekte gebildet und reformuliert werden, und deshalb ist dem Sprechakt die Möglichkeit des Widerstandes inhärent (ebd. 2006, 249f). Wiederaneignungen ehemals verletzender Sprechakte, z.B. durch *queere* Reiterationen, soziale Bewegungen, Kunst etc., können Handlungen und Orte solcher Subversionen sein.

Wie oben angemerkt liegt die Möglichkeit subversiver Umdeutungen bei Butler im postsouveränen Kontext, demzufolge kann das postsouveräne Subjekt eine widerständige Position einnehmen. Die Subjektwerdung erklärt Butler mit dem Prozess der Subjektivation, einem Prozess der abhängig ist vom Diskurs, den sich niemand ausgesucht hat, der aber paradoxerweise Handlungsfähigkeit ermöglicht (ebd. 2001, 8).

Nach Louis Althusser werden Subjekte allein über die Anrufung erzeugt. Nach Michel Foucault ist es die diskursive Produktivität (ebd.), die in Form von Unterwerfung und Selbstermächtigung (Foucault 1994a, 246f) Subjekte generiert. Butler schließt an beide Traditionen an und bezeichnet Subjektivation als den Prozess des Unterworfenwerdens durch Macht und zugleich den Prozess der Subjektwerdung (Butler 2001, 8). Die Genealogie des Subjekts, so Butler, ist die sprachliche Kategorie des Individuums, welches die Stelle des Subjekts besetzt. Intelligibel werden Individuen nur, wenn sie in die Sprache eingeführt werden. Subjekte sind die sprachliche Gelegenheit des Individuums verständlich zu werden, sie sind die sprachliche Bedingung für seine Existenz und Handlungsfähigkeit (ebd. 2001, 15). Die Interpellation (siehe 4.4.2) verleiht also Intelligibilität, d.h. im Prozess der Anrufung durch die Umwendung erlangen Individuen Anerkennung als Subjekte.

Nach Butler ist die Unterwerfung in der Subjektivation der Preis für die Existenz. Die Subjektivation markiert eine ursprüngliche Verletzlichkeit (siehe 4.3.5) gegenüber dem Anderen, die als Preis für das Dasein zu zahlen ist (Butler 2001, 25). Diese Verletzlichkeit macht das Subjekt zu einem ausbeutbaren Wesen (ebd. 24) und entsteht aus dem Risiko, den Normzustand nicht wieder richtig herzustellen und damit weiteren Sanktionen unterworfen zu werden. Butler schreibt, nur indem man auf Alterität beharrt, beharrt man im „eigenen“ Sein (ebd. 32). Wenn solche Bedingungen

von Gewalt bestimmt werden, entsteht das Subjekt, um für sich zu sein, gegen sich selbst und es wird eine Entfremdung im Sozialen inauguriert (ebd. 32). Um zu verdeutlichen, was Butler an dieser Stelle meint, soll hier die Subjektivierung von drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen als Beispiel herangezogen werden: Die diskursiven Bedingungen für drogengebrauchende Sexarbeiterinnen sind im informellen Drogen- und Sexmarkt von Gewalt geprägt. Die Subjektivierung zwingt ihnen gewalttätige und abwertende Diskurse auf, die sich als Verletzung in die Körper einschreiben. Dieser Prozess markiert nicht nur eine inaugulative Entfremdung im Sozialen, sondern lässt auch ein Subjekt entstehen, das gegen sich selbst gerichtet ist, um überleben zu können. Es existiert auch keine Alternative zu dieser Form der Subjektivierung, außer der Entscheidung zu sterben.

Kurz möchte ich darstellen, was ich unter der gewalttätigen Einschreibung von Diskursen in den Körper verstehe: Es ist die Subjektivierung in eine nicht frei gewählte, sondern zugeschriebene Subjektposition, die Zuschreibung innerhalb eines Normalitätsdiskurses an die Anderen. Es geht um die Anrufung zum Bio-Subjekt ein an der Normalität orientiertes Subjekt zu werden. Personen, die diese Subjektivierung am Normaldiskurs verweigern, werden soziale Rollen zugeschrieben, die sie dann gezwungenermaßen annehmen müssen; im Fall der drogengebrauchenden Sexarbeiterin ist es die Subjektposition der „Beschaffungs- oder Drogenprostituierten“. Foucault erklärt diese Form der Subjektivierung anhand der Geisteskrankheit: Das wahnsinnige Subjekt sei kein unfreies Subjekt, weil „sich gerade der Geisteskranke als wahnsinniges Subjekt in der Beziehung zu und in der Konfrontation mit demjenigen konstituiert, der ihn als wahnsinnig erklärt.“ (Foucault 2005c, 889.)

Auch wenn der Prozess der Subjektivierung von den drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen als gewaltvoll und unausweichlich erlebt wird, setzen sie sich aber im Rahmen ihrer Möglichkeiten auf unterschiedliche Art und Weise zur Wehr (siehe 3.4). An dieser Stelle schließt sich der Kreis zu den oben genannten Bedenken von Villa, dass die Kategorien wie auch die Handlungsfähigkeit eigenen Logiken folgen. Drogengebrauchende Sexarbeiterinnen sind ähnlichen strukturellen Herrschaftsverhältnissen und hegemonialen Diskursen unterworfen, jedoch sind die Prozesse der Subjektivierung heterogen.

Um die Lebensbedingungen neu zu zeichnen, ist es Butler wichtig, die Subjektivierung kritisch hinsichtlich folgender Punkte zu analysieren (Butler 2001, 32f):

1. Es ist wichtig, die Art und Weise aufzuspüren, wie Subjekte durch die reglementierende Macht in Unterordnung gehalten werden. Die Analyse muss die Macht dekonstruieren, die das Verlangen nach Sichtbarkeit, Kontinuität und Raum erst erzeugt und sich dann zu nutze macht.
2. Es muss ein Bewusstsein darüber entstehen, dass auch die im Prozess der Subjektivierung hervorgebrachten sichtbaren und damit eindeutig lokalisierbaren Subjekte von einem Rest heimgesucht werden, der vom Subjekt nicht angeeignet werden kann. Butler nennt das eine Melancholie, die die Grenzen der Subjektivierung markiert.
3. Es bedarf einer Erklärung der Iterabilität der Subjekte, die nachspürt, wie Handlungsfähigkeit sehr wohl darin bestehen kann, sich den gesellschaftlichen Bedingungen, die sie erst hervorbringen, zu widersetzen und zu verändern.

Der Begriff der Iterabilität bedeutet bei Butler nicht einfach Wiederholung sondern Wiederholbarkeit. Die englische Bedeutung von *iterability* wird erklärt mit *the capacity to be repeatable*, d.h., es wird dabei eine Möglichkeitsbedingung vorausgesetzt. Deutlich wird im dritten Punkt der Zusammenhang zwischen Handlungsfähigkeit und Widersetzung. Butler legt hier den Fokus auf die Möglichkeit der Handlungsfähigkeit, sich den Bedingungen, die sie hervorbringt, zu widersetzen. Genau deshalb müssen Subjektpositionalitäten an diesem Punkt akribisch analysiert werden, um Ausbeutung und Abhängigkeit sichtbar zu machen. Durch die Intersektionale Mehrebenenanalyse können die heterogenen Positionalitäten erfasst und sichtbar gemacht werden sowie diskursive und dispositive Angriffsziele formuliert werden.

Subjektivation enthält immer auch den problematischen Prozess des Unsichtbarmachens (Butler 2001, 177). Butler führt den Begriff der Verwerfung ein, um das Unsichtbarmachen in der Subjektivation zu verdeutlichen. Verwerfung stellt den Rest, das nicht Performierbare in der Performativität dar (ebd. 2006, 217). Sie findet kontinuierlich statt und genau daraus ergibt sich auch die Gefährdung des Subjekts, da die Subjektwerdung immer an den Prozess des Sagbaren gebunden ist und das Unsagbare ein Risiko für das Subjekt ist, wenn es an den Grenzen des Sagbaren spricht (ebd. 218).

An dieser Stelle ist es wichtig, auf einen weiteren Ansatz von Villa hinweisen. Sie fügt dem Prozess der Subjektivierung, also der Unterwerfung von Subjekten eine somatische Wendung hinzu und führt den Begriff des ‚Scheiterns‘ ein (Villa 2010, 212). Der Prozess der Subjektivierung generiere ein beständiges Scheitern von Personen. Villa geht davon aus, dass wir immer mehr als nur eine Subjektposition einnehmen (müssen), da die regulativen Normen der einzelnen Subjekte undurchsichtig und verhandelbar seien. In dieser Logik könne eine Subjektivierung, die ein kohärentes, intelligibles Subjekt fokussiert, nur scheitern. Villa bezieht sich auf Butler, diese stützt sich hier auf die Auffassung von der Melancholie Sigmund Freuds, die davon ausgeht, dass das Ausgeschlossene und Verworfenen zwar blockiert ist, aber immer auch anwesend bleibt (ebd.). Danach verfügen wir niemals über eine kohärente stabile Identität, streben diese als Subjektposition aber immer wieder an. Unsere Subjektwerdung scheitert immer wieder, da wir über die engen Grenzen derjenigen Bereiche „stolpern“, die von den gesellschaftlichen Diskursen akzeptiert werden.

Subjekte konstituieren sich, indem Strukturen und Repräsentationen in sie eingeschrieben werden. Subjektivation (Subjektkonstruktion) ist immer nur in der Wechselwirkung der identitären, repräsentativen und strukturellen Ebene zu verstehen. Subjekte besitzen keinen essentiellen Kern, sondern reifiziert die mit der Struktur verwobenen Normen, Diskurse und Ideologien. Nach Butler ist diesem Prozess eine Verschiebung inhärent, da die Subjekte immer nur das Vergangene repräsentieren.

„Das Subjekt wird [...] zu einem frei schwebenden Signifikanten. Als solches kann das Subjekt neue Bedeutungsgehalte annehmen und verweist auf die Möglichkeit zukünftiger Subjektformationen.“ (Straube 2004, 128)

Gregor Straube argumentiert weiter, dass sich das Zukünftige oder noch nicht Gedachte im nicht-intelligiblen Bereich befindet, und da sich das Intelligible und Nicht-Intelligible einander bedingen, destabilisiert das Nicht-Intelligible den Raum des gesellschaftlich Intelligiblen (siehe auch Butler 1991, 121). Kurz und intersektional in-

terpretiert, bedeutet das, dass die Wechselwirkungen zwischen der Identitäts-, Repräsentations- und Strukturebene immer auch einen Möglichkeitsraum bieten, die Normen zu überschreiten und Herrschaftsverhältnisse zu hintergehen. Nach Butler gibt es folglich die Möglichkeit der Veränderung auf einer abstrakten Sprachebene, denn Handlungsfähigkeit besteht für Butler in der Option, verfestigte Strukturen und Normative als Machtverhältnisse neu zu ordnen (Butler 2006, 254). Butler verortet Handlungsfähigkeit nicht außerhalb diskursiver Machtverhältnisse, sondern an den Schnittpunkten, wo sich Diskurse erneuern (dies. 1993b, 125). Sie argumentiert herrschaftskritisch, indem sie verdeutlicht, dass die normative Ausrichtung der Individuen an gesellschaftlichen Vorgaben notwendig ist, um erkennbar zu sein und anerkannt zu werden, jedoch gleichzeitig eine Zurichtung ist. Das bedeutet, um Subjekte zu werden und überleben zu können, müssen sie sich Normen unterwerfen, die nicht ihre sind. Es kann aber nicht davon ausgegangen werden, dass die Subjektkonstituierung für alle Individuen in allen Machtfeldern gleich ist und dass Verschiebung zu immer gleichen Bedingungen verläuft.

Handlungsfähigkeit ist, laut Butler, keine transzendente Kategorie, sie ist ein Effekt der Diskursbedingungen. Sie ist auf der gleichen Macht- und Diskursebene angesiedelt wie das Subjekt selbst und kann auch nur dort existieren. Das Subjekt kann nach Butler nur innerhalb von Machtverhältnissen operieren, das bedeutete aber nicht, dass es diese zwangsläufig reproduzieren muss. Widersetzung sieht Butler dann in der Möglichkeit, die Grenzen der Intelligibilität zu verschieben, sie zu rekontextualisieren und zu deformieren.

Durch ein Zusammendenken von Butlers Theorie und der Intersektionale Mehrebenenanalyse können die Wechselwirkung zwischen der Identitätskonstruktion und der Inkorporierung von Repräsentationen und zwischen der Strukturebene erfasst werden. Die Intersektionale Mehrebenenanalyse bietet die Möglichkeit auch die Wirkmächtigkeit von bereits materialisierten strukturellen Macht- und Herrschaftsverhältnissen für Identitätskonstruktionen zu erfassen. Handlungsfähigkeit und Widersetzung erzeugen einen unterschiedlichen Aufwand (siehe 4.4.1), den Subjekte leisten müssen, Verletzungen und Drohungen auszuhalten sowie Nachteile und Risiken in Kauf zu nehmen. Deshalb müssen die unterschiedlichen vulnerablen Positionalitäten drogengebrauchender Sexarbeiterinnen erfasst werden. Konkret bedeutet das, drogengebrauchende Sexarbeiterinnen sind qua ihrer erzwungenen Subjektivierung marginal und ausgebeutet positionalisiert. Diese Positionalität ist häufig von gewalttätigen Strukturen durchzogen.

Um die „verhärteten“ Strukturen von Marginalisierung, Ausbeutung und Gewalt nicht aus dem Blick zu verlieren, wird mithilfe der intersektionalen Analyse der Wechselwirkung auf den drei Ebenen verdeutlicht, wie gewaltvoll Herrschaftsverhältnisse immer wieder auf die Identitätsebene zurückwirken und verschiedenste Effekte in den Subjektkonstruktionen hervorrufen. Die Analyse der Wechselwirkungen ermöglicht es auch, Interventionsmöglichkeiten aufzuzeigen.

Für Butler sind handelnde Individuen keine vordiskursiven Entitäten, sondern sie werden innerhalb symbolischer und struktureller Machtverhältnisse konstituiert. Der performative Prozess, in dem das Intelligible und Nicht-Intelligible fortgeschrieben wird, ist auch der Ort der Handlungsfähigkeit und politischen Teilhabe. Hier wird die Ambivalenz des Butlerschen Politikansatzes und dem damit verbundenen Begriff der Handlungsfähigkeit deutlich. Die Verschiebung als das Möglichkeitsmoment der

Subversion kann reifizierend wirken, Herrschaftsstrukturen verfestigen oder diskriminierende ausgrenzende Strukturen und Repräsentationen verstärken. Um diese Reifikationen sichtbar zu machen und analysieren zu können, ist die Intersektionale Mehrebenenanalyse ein geeignetes Werkzeug. Identifizierbar wird in der Analyse, ob die Individuen nach Klaus Holzkamp restriktiv oder verallgemeinert handeln²³ und inwieweit sie, um mit Foucault zu sprechen, über eine Ethik des Selbst, im Sinne der Sorge um das Selbst, verfügen bzw. diese überhaupt umsetzen können. Die Intersektionale Mehrebenenanalyse leistet an dieser Stelle den Beitrag, heuristisch das Bedingungsgeflecht von Selbstermächtigung und Unterwerfung zu interpretieren und zu verstehen.

In diesem Zusammenhang ist noch anzumerken, dass in der Arbeit der Begriff der Positionalität verwendet wird, um zu verdeutlichen, wie unterschiedliche Machtachsen miteinander verknüpft sind. Ich benutze Positionalität im Sinne einer Zustandsbeschreibung, die das Ergebnis diverser Machtverschränkungen ist. Das bedeutet nicht, dass sie unveränderbar, gar essentiell oder persistent wären, im Gegenteil. Die Positionalität verändert sich, mit Butler gesprochen, bereits zum Zeitpunkt der Bezeichnung. Positionalität beschreibt einen performativen Subjektstatus im Umgang mit Macht. Sie wird nicht nur als eine Analysekategorie, sondern auch als eine politisch-ethische Kategorie verstanden.²⁴ Es geht nicht nur darum, Machtverhältnisse aufzudecken, sondern auch Verantwortung zu übernehmen. Der Begriff der Positionalität schließt somit an das Konzept des „Situierens“ von Haraway (1995) an. Der Begriff wird benutzt entgegen dem Relativismus einer unschuldigen Position, und Macht wird im Anschluss an Foucault relational wahrgenommen. Ich ordne den Begriff Positionalität der Intersektionalen Mehrebenenanalyse zu. Deshalb ist eine komplexe Verschränkung der identitären, repräsentativen und strukturellen Ebene immer mitzudenken, die den subjektiven Handlungsrahmen von Positionalitäten begründet. Positionalität beschreibt die Singularitäten in einem scheinbar homogenen Feld, so dass das komplexe System von Unterdrückung und die darin unterschiedlichen Unterwerfungs- und Selbstermächtigungsstrategien drogengebrauchender Sexarbeiterinnen erfasst werden können.

Ausgehend von Michel Foucault, dem zufolge innerhalb von Gewaltverhältnissen keine Selbstermächtigung entstehen kann (Foucault 1994a, 251f), sind auch Macht-, Herrschafts- und damit ebenfalls Handlungsräume differenter Subjektpositionalitäten heterogen ausgestaltet. Eine weitere Hilfestellung Handlungsfähigkeit und Widersetzung drogengebrauchender Sexarbeiterinnen zu beschreiben, bietet die postkoloniale Theoretikerin Gayatri Chakravorty Spivak.

23 Verallgemeinerte Handlungsfähigkeit bedeutet knapp umrissen die Kontrolle über die Lebensbedingungen zum Wohl aller gemeinsam zu erkämpfen. Die Basis verallgemeinerter Handlungsfähigkeit ist die Artikulation von Subjektivität, das Erkennen und Begreifen der eigenen Lage und der Zusammenschluss mit anderen (Winker 2009). Restriktive Handlungsfähigkeit bedeutet sich einrichten, sich abfinden mit den bestehenden Rahmenbedingungen und unter diesen Bedingungen versuchen, einen Rest an Verfügung zu bekommen (ebd.). Siehe dazu weiterführend Holzkamp, Klaus 1984a/1984b/1990.

24 Ich danke an dieser Stelle Antke Engel, Nina Schulz und Juliette Wedel für ihre Ausführungen (Engel/Schulz/Wedel 2005).

4.3.2 Handlungsfähigkeit bei Gayatri Chakravorty Spivak

Gayatri Chakravorty Spivak entwickelte im Zusammenhang mit dem Akt der Kolonisation einen Repräsentationsbegriff, der im Folgenden beschrieben wird. Kolonisation ist für sie nicht nur die Annektierung von Territorien, sondern sie wirkt überall, wo die Beschreibungen und Erklärungen der Welt, der Dinge und der Menschen institutionalisiert und in die herrschenden Diskurse verwoben werden (Spivak 1988). Spivaks Thesen beschreiben die epistemische Gewalt der westlichen Diskurse, sie begreift die Geschichte des Kolonialismus als eingeschrieben in die westlichen Wissensformen, deren Eurozentrismus nicht durch einen Ethnozentrismus zu überwinden sei. Das dekonstruktivistische Diktum *the subaltern cannot speak* (ebd.) begründet sie mit dem Standpunkt, der in der unmöglichen Verweigerung gegenüber einer Struktur, die man angreift und zugleich verinnerlicht hat, besteht (Spivak 1993, 60). Spivak entwickelt einen Repräsentationsbegriff, der die essentialisierende Wirkmächtigkeit der Institutionalisierung von Diskursen im Zusammenhang des Tuns, des Wissens und des Seins thematisiert (ebd. 1990, 10). Spivak verweist mit der Analyse der Repräsentationstechniken auf das Ausgeschlossene und Marginalisierte, dies enttarne die Techniken der Zentrierung in den hegemonialen Bezeichnungspraktiken.

„The centre is always constituted in terms of its own marginality. [...] certain people have always been asked to cathect the margins so others can be defined as centred.“ (ebd. 40f)

Die Position des Zentrums werde erst durch die Markierung von verschiedenen Marginalitäten erschaffen, so Encarnación Gutiérrez Rodríguez. Die Abweichung und Differenz entstehe jedoch erst durch die Zuweisung des Normativen an das Zentrum sowie seine Bezeichnung als das Selbstverständliche, das Eigentliche. Die Bezeichnung subalternen Positionen durch die Hervorhebung und Markierung der Andersheit und des Besonderen diene der Affirmierung des herrschenden Subjekts, das sich anscheinend in keinem Erklärungs- oder Legitimierungsbedarf befindet. In dieser asymmetrischen Kommunikationspraxis würden die Positionen des Rezipienten und Sprechenden festgelegt. Für Spivak, so Rodríguez, sind die Instrumente der Kommunikation mit den materiellen Effekten der Institutionalisierung von Herrschaft verknüpft, d.h. mit den Ressourcen und der Infrastruktur, die dem Sprechenden zur Verfügung stehen. Sprechen im Sinne von Darstellen und Vertreten sei bei Spivak abhängig von der Verfügung über die Ressourcen der Entscheidung und Gestaltung der Welt (Rodríguez 2001, 38).

Bezogen auf das Thema drogengebrauchende Sexarbeiterinnen stellt sich die Frage, wie die Situation der Frauen sichtbar gemacht werden kann, ohne vom herrschenden Diskurs vereinnahmt zu werden. Der Ausweg aus dem Dilemma wäre, den Betroffenen selbst eine Stimme zu geben. Hier ist Spivaks Analyse eher pessimistisch, da die Instrumente der Kommunikation im Herrschaftsdiskurs institutionalisiert sind und die Kommunikationspraxis zwischen RezipientIn und SprecherIn asymmetrisch ist. Drogengebrauchende Sexarbeiterinnen haben in ihrer Alltagsrealität keine Möglichkeit die Position der Sprecherin einzunehmen. Das heißt für sie müsste eine Situation geschaffen werden, in welcher auch ihnen Ressourcen und Infrastruktur zugänglich sind, um ein Sprechen im Sinne von „Darstellen“ und „Vertreten“ zu ermöglichen. Trotz dieser „utopischen“ Einschätzung hinsichtlich der Problemlösung

ist die Theorie der *Postcolonial Studies* ein wichtiges Werkzeug für die Analyse von Widersetzung, Handlungsfähigkeit und Empowerment drogengebrauchender Sexarbeiterinnen. Spivak ist insbesondere durch ihren konsequent dekonstruktivistischen und gleichzeitig strategischen essentialistischen Ansatz bekannt. Diese beiden Paradigmen haben mich veranlasst, sie in die theoretische Rahmung für Handlungsfähigkeit und Widersetzung aufzunehmen.

Wie im Unterkapitel zur Intersektionalität bereits eingeführt, arbeitet Spivak mit dem Begriff der Subalternen. Diesen Begriff möchte ich verwenden, um die heterogenen Lebenslagen von drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen, ihre Handlungsfähigkeit und Widersetzung in den Blick zu bekommen. Im Folgenden werde ich die Anschlüsse von Spivaks Begriff der Subalternität (siehe 4.3.2.1) und der Handlungsfähigkeit (siehe 4.3.2.2) in meinem Forschungsfeld nachzeichnen.

4.3.2.1 Der Begriff der Subalternen

Spivak lehnt sich in der Verwendung des Begriffes der Subalternen an die aus indischen HistorikerInnen bestehende *Subaltern Studies Group* (SSG) an. Die SSG verfolgt die Zielstellung, die offizielle indische Geschichtsschreibung zu revidieren. Diese schreibt die Verdienste um den unabhängigen indischen Nationalstaat einzig der Elite zu. Die SSG greift zu Beginn der 1980er Jahre Gramscis Begriff der Subalternen auf, um die Historie aus Sicht der Subalternen zu schreiben. Spivak grenzt sich allerdings durch den dekonstruktivistischen Gestus ihrer Arbeiten von den homogenisierenden Konzepten der SSG ab.

Sie bezeichnet mit dem Begriff der Subalternen diejenigen, denen (soziale) Mobilität verwehrt bleibt, die in einem Raum existieren, der in einem kolonisierten Land von den Mobilitätslinien abgeschnitten ist (Spivak 2008, 121). Für Spivak sind die Subalternen eine konstitutive heterogene Gruppe, „ein Raum der Differenz“ (ebd. 128), die wir niemals sehen (ebd. 121). Dieser Auffassung liegt Spivaks Aufsatz „*Can the Subaltern Speak?*“ zugrunde. Am Ende des Aufsatzes verneint Spivak diese Frage (ebd. 106/128). Spivak begründet die Verneinung hauptsächlich in der Repräsentation (ebd. 98f) der Subalternen und der epistemischen Gewalt (ebd. 75ff). Sie verwendet das Beispiel der Witwenverbrennung und weist nach, dass die Witwen sich nicht äußern können, dass aber das Sprechen über die Verbrennung zwischen „weiße Männer retten die braune Frau vor braunen Männern“ und „die Frauen wollten tatsächlich sterben“ polarisiert ist. Ersteres sei die postkoloniale Lesart, denn der Ritus wurde durch die Briten abgeschafft, letzteres sei das indische nativistische Argument, „das eine Parodie auf die nostalgische Suche nach verlorenen Ursprüngen“ darstelle (Spivak 2008, 80f).

„Zwischen Patriarchat und Imperialismus, Subjektkonstituierung und Objektformierung, verschwindet die Figur der Frau, und zwar nicht in ein unberührtes Nichts hinein, sondern in eine gewaltförmige Pendelbewegung, die in der verschobenen Gestaltwerdung der zwischen Tradition und Modernisierung gefangen ‚Frau der Dritten Welt‘ besteht.“ (ebd. 101)

Da für Spivak Subalternität immer mit Unterjochung verknüpft ist, ist das Nichtsprechen bereits ursächlich mit dem Begriff der Subalternität verknüpft (ebd. 121). Sie bezieht sich auf die Subalternen der südlichen Hemisphäre, auf die dort lebenden ar-

men Frauen, die vom sozialisierten Kapital nur in soweit beeinflusst werden, als dass sie das Ende der Kette von Ausbeutung und Unterdrückung zu spüren bekommen.

Sie ist natürlich nicht der Meinung, dass Subalterne sich nicht äußern können, sondern viel mehr, dass es Subalternen aufgrund der Verschränkung von Machtverhältnissen unmöglich ist, ihre heterogenen Bedürfnisse so zu formulieren, dass sie auch gehört werden. Spivak arbeitet zur Verdeutlichung mit dem Beispiel von Bhuvanewari Bhaduris, einer jungen Frau, die den Freitod während ihrer Menstruation wählte, um – so die Interpretation ihres Suizids – der Narration einer ungewollten Schwangerschaft zu entgehen. Das wahre Motiv wurde erst in einem zehn Jahre später entdeckten Abschiedsbrief sichtbar. Dort beschrieb sie ihre Ausweglosigkeit in der Entscheidungsfindung als politische Aktivistin jemanden umbringen zu müssen und diese Tat nicht vollstrecken zu können. Als Konsequenz wählte sie den Freitod (ebd. 103ff).

Spivak arbeitet diesen Fall akribisch auf und beweist, dass der Suizid Bhaduris, der eine komplexe Selbstrepräsentation war und in die Geschlechternormen eingriff, in der Kommunikation durch die „HörerInnen“ als solches nicht verstanden wurde. Spivak verdeutlicht an diesem Beispiel ihren Standpunkt, dass Sprechen die Transaktion zwischen SprecherIn und HörerIn ist (ebd. 122).

Ein weiterer zentraler Gedanke in ihrer Theorie verweist darauf, dass der Begriff der Subalternen seine Schlagkraft verliere, wenn er von Gruppen ausschließlich dafür benutzt wird, um auszudrücken, dass sie sich in irgendeiner Art und Weise untergeordnet fühlen (ebd. 123).

Ebenso wichtig in Spivaks Ansatz ist, dass die Subalterne erst in eine organische Intellektualität eintreten kann, wenn wir, die HörerInnen uns verändern, um die Verbindung zur sprechenden Subalterne herstellen zu können. Wir müssen unsere Ignoranz aufgeben, dass wir so bleiben können, wie wir sind, da nicht nur das Sprechen, sondern auch das Hören den Sprechakt erst vollständig machen. Sonst wird die Subalterne, selbst wenn sie den eigenen Tod einsetzt, um zu sprechen, trotzdem nicht gehört werden (ebd. 127).

Spivak spricht hier einen wichtigen und brisanten Punkt an. Die Subalterne versuche zu sprechen und wähle radikalste Formen, um gehört zu werden, aber das akademische, westliche Lager sei nicht in der Lage, sie zu hören, so lange es nicht versuche sich selbst zu verändern. Veränderung sei hier so zu verstehen, dass Menschen aus dem akademischen Rahmen herauszutreten und sich solidarisieren müssen. Sie formuliert diesen Punkt sehr konstruktiv und wohlwollend, aber im Grunde benennt sie ein Hauptproblem des westlichen Feminismus, der über und für die Subalterne sprechen möchte, ohne die eigene Privilegierung preisgeben zu müssen. Sie nennt das auch in die „Struktur der Verantwortlichkeit“ mit der Subalternen zu treten, um damit ein „Lernen zu erlernen“, dessen Effekte in die eine und andere Richtung fließen (ebd. 129).

Nachdem ich den Begriff der Subalternen verdeutlicht habe, stellt sich die Frage, ob es in Spivaks Theorie überhaupt möglich ist, Handlungsfähigkeit für die Subalternen zu definieren?

4.3.2.2 Spivaks Handlungsfähigkeit

Spivak geht nicht davon aus, dass aus Identitätsansprüchen automatisch schon eine Handlungsfähigkeit folgt, da erstere immer auch die politische Vereinnahmung und Manipulation von Menschen nach sich ziehen (Spivak 2008, 130). Hingegen sei Handlungsfähigkeit eine „in Verantwortung stehende Vernunft“ (ebd.). Verantwortlich handeln bedeute, die mögliche Absicht oder Motivation und die Freiheit in der Subjektkonstruktion anzunehmen. Spivak plädiert dafür, nicht die Handlungsfähigkeit als soziale Essenz, sondern die verschiedenen Spielarten von Handlungsfähigkeit in den Blick zu nehmen (ebd. 131).

Für Spivak kann Handlungsfähigkeit als Wort ständig kritisiert werden (Spivak 2008, 132). Spivak verdeutlicht ihre eigene Positionalität, um zu zeigen, dass der Handlungsfähigkeit immer unterschiedliche Wahlmöglichkeiten zugrunde liegen und appelliert, ausgehend von ihrer Position, an die Verantwortung innerhalb der Diaspora, sich nicht nur gegen die Ausbeutung der eigenen Community einzusetzen, sondern darüber hinaus für „den entfernten und unmöglichen, jedoch notwendigen Horizont eines Endes aller Ausbeutungen“ (Spivak 2008, 133). Dieser Ansatz ist wichtig, um der Versuchung der kulturellen Begrenzungen und damit notwendigerweise einer Ausgrenzung zu entgehen. Spivak buchstabiert dieses Konzept nur für die US-amerikanische Diaspora aus, trotzdem bietet es eine gute Basis für die Analyse meines Forschungsfeldes. Um die Übertragung zu verdeutlichen, transferiere ich Spivaks Ansatz auf die Intersektionale Mehrebenenanalyse:

- Auf der identitären Ebene nutze ich als Forscherin meine Positionalität, um Ausbeutung nicht nur im engen Rahmen der „prekären Wissensarbeiterin“ zu definieren, sondern mich auch in anderen Feldern zu engagieren, was eben auch heißt, im Forschungsfeld Verantwortung zu übernehmen. Das bedeutet nach solidarischen Ansätzen auf der Subjektebene zu suchen und diese im Weiteren auszubauen.
- Auf der Repräsentationsebene nutze ich meine Ressourcen, um drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen Gehör zu verschaffen, z.B. die Repräsentationen drogengebrauchender Sexarbeiterinnen in den allgemeinen Sexarbeiterinnen-Diskurs einzubringen.
- Auf struktureller Ebene bedeutet das, Koalitionen und Netzwerke zu erstellen, die über die Grenzen der „Beschaffungsprostitution“ hinausgehen. Ein konkretes Beispiel ist, immer wieder AnwohnerInnen bezüglich der Gentrifizierung im Stadtteil mit ihren Auswirkungen für alle Ausgegrenzten zu sensibilisieren, um dann gemeinsame Aktionen zu planen.²⁵

Spivak nennt Ausbeutung abstrakt und Handlungsfähigkeit zentriert, betont aber auch deren strukturelle Verwobenheit (ebd.). Ich verstehe darunter, dass die Ausbeutung der Subalternen für ForscherInnen nur abstrakt erscheinen kann, selbst wenn wir

25 Z.B. die Veranstaltung des Feministischen Instituts im Juni 2009, die Vernetzung mit der sozialen Bewegung „Recht auf Stadt“ in Hamburg, die Gründung der Aktionsgruppe „Recht auf Straße“ 2011, der Workshop gemeinsam mit der Rosa Luxemburg Stiftung „Stadt, Prostitution, Vertreibung“ im Dezember 2011.

mit den Subalternen arbeiten. Im Gegensatz dazu kann innerhalb von Handlungsfähigkeit Verantwortung übernommen werden, indem nicht nur gegen die eigene Ausbeutung gekämpft wird. Nach Spivak stellt die Subalterne der ersten Welt die auf sich zurückgestoßene vierte Welt²⁶ dar. Es sei wichtig, die immensen Differenzen zu bedenken, die es in diesen Räumen unmöglich machen, die dargestellte Handlungsfähigkeit einzufordern. Es geht also nicht darum, die Subalternen der vierten Welt zu romantisieren, sondern für sie zu arbeiten. Weitestgehend habe ich oben bereits dargestellt, wie die Forderung in Bezug auf die subalterne drogengebrauchende Sexarbeiterin umgesetzt werden kann. Spivak wird an dieser Stelle sehr konkret und sagt, es gehe eben nicht nur um das Sprechen, sondern, „das eigene Hinterteil [im wissenschaftlichen Rahmen, Anmerkung d. Verf.] in Bewegung zu setzen“ (ebd.134).

Spivaks Nachdenken über Handlungsfähigkeit verweist meiner Meinung nach auf Holzkamps Theorie der restriktiven und verallgemeinerten Handlungsfähigkeit, indem Spivak dazu aufruft, Verantwortung für das Ganze zu übernehmen und Ausbeutung über den eigenen Horizont hinaus zu thematisieren und nicht nur für die eigene Community zu kämpfen (siehe Kaptitel 6.2.1).

In Bezug auf Identitätsansprüche formuliert Spivak, dass diese in Ordnung seien, solange sie innerhalb der Bewegung immer auch Kritik generieren (ebd. 135). Sie postuliert, dass es wichtig ist, etwas zu teilen und Überschneidungen zu sehen, um politisch handlungsfähig zu sein. Aber sie appelliert auch an die „neuen ImmigrantInnen“, sich auch ihrem eigenen Rassismus zu stellen.

Dieser Ansatz muss unbedingt auf weiße Frauen projiziert und im intersektionalen Rahmen erweitert werden. Sich mit dem eigenen Rassismus auseinanderzusetzen ist das eine, es gilt jedoch auch, die Verstrickung mit den anderen Herrschaftsstrukturen Klassismus, Heteronormativismus und Bodyismus zu erkennen und zu verändern. Ich denke an dieser Stelle wird die Anschlussfähigkeit von Spivaks Ansatz an die Intersektionale Mehrebenenanalyse nochmals sehr transparent. Spivak spricht als Intellektuelle und als Immigrantin aus der Dritten in die Erste Welt, ich als weiße Frau, die aktuell ihre Dissertation über Subalterne der Vierten Welt schreibt. Den Ansatz von Spivak ernst zu nehmen, bedeutet Verantwortung bezüglich der gesellschaftlichen Ungleichheit und ihrer Konsequenzen zu übernehmen und für die Subalternen zu arbeiten. Das bedeutet, die Subalterne nicht durch „kulturelles Wohlwollen“, sondern durch außerakademische Arbeit in den Kreislauf der parlamentarischen Demokratie einzubringen, also, „die eigene Zeit und die eigenen Fähigkeiten dafür aufs Spiel zu setzen“ (ebd. 146) und damit den subalternen Raum aufzulösen (ebd. 147).

„Wenn es darum geht, dem internalisierten Gendering subalternen Frauen zu begegnen und deren Zugang zur (Staats-)Bürgerschaft zu gewährleisten, dann sollten sich alle ‚globalen Feministinnen‘ diese Bemühungen wirklich sorgfältig ansehen, ohne ihre eigene Art von internalisiertem Gendering mit den Umrissen des Weiblichen als solchen zu verwechseln.“ (ebd. 147)

Es ist wichtig zu reflektieren, was wir wie produzieren und welche Auswirkungen die Ergebnisse unserer Arbeit haben. Spivak stellt die verantwortliche Vernunft gegen

26 Nach meinem Verständnis meint Spivak mit der vierten Welt die so genannten Überflüssigen, Deklassierten in den hoch entwickelten Industrieländern.

die kulturelle Differenz (ebd. 136), dieser Position schließe ich mich ohne Kommentar an und möchte damit auf die Theorie der Handlungsfähigkeit bei Donna Haraway überleiten. Beide Philosophinnen nähern sich zwar aus unterschiedlichen Richtungen dem Thema der Handlungsfähigkeit, jedoch sind ihre Schlussfolgerungen ähnlich. Ich nutze auch Haraways Ansatz für eine theoretische Fundamentierung, um die Handlungsfähigkeit im Feld drogengebrauchender Sexarbeiterinnen zu untersuchen. Spivak sowie auch Haraway sehen sich dem dekonstruktivistischen Feminismus verpflichtet.

Spivak setzt sich innerhalb der Dekonstruktion immer wieder mit den Gefahren, aber auch der Notwendigkeit strategischer Essentialismen auseinander. So plädiert sie dafür Frauen als Frau zu benennen, wenn kritisiert werden soll, dass ihnen als Frau die Bürgerrechte vorenthalten werden, um am Ende nicht in die Wehklage zu verfallen, dass die materielle Möglichkeit für diesen Namen verschwindet (Spivak 2005, 256f). Indem Spivak für die Verwendung des Namens „Frau“ im Sinne eines Begriffes plädiert, fordert sie, die eigene Verwobenheit mit Herrschafts- und Machtverhältnissen anzuerkennen. Es geht ihr darum, den Namen „Frau“ nicht einfach hinzunehmen, sondern Verantwortung für den „Handlungsverlauf“ sowie für das Nicht-Gesprochene und Nicht-Gehörte zu übernehmen, (Spivak 2005. 256f). Haraway schreibt zwar gegen Essentialismen, nichtsdestotrotz plädiert sie für die Schaffung von Koalitionen im Sinne der Affinität:

„Für mich und viele andere, die eine vergleichbare historische Verortung in einem weißen, weiblichen, radikalen, nordamerikanischen Körper der berufstätigen Mittelschicht mittleren Alters teilen, gibt es unzählige Ursachen für eine Krise der politischen Identität. Der größte Teil der US-Linken und des US-Feminismus hat auf diese Krise in letzter Zeit mit endlosen Spaltungen und Versuchen, eine neue essentielle Einheit zu finden, reagiert. Daneben entwickelte sich aber auch ein zunehmendes Verständnis für eine andere mögliche Strategie der Koalitionsbildung: Affinität statt Identität.“ (Haraway 1995b, 41)

Während Haraway strikt anti-essentialistisch argumentiert, plädiert Spivak für einen strategischen Essentialismus, der aber nie ontologisch ist. Für mich ist diese Form des Essentialismus dem Ansatz von Haraway sehr ähnlich, Koalitionen auf der Basis von Affinitäten zu begründen (Haraway 1995, 110). Besonders in der Formulierung von Verantwortung und Handlungsfähigkeit sehe ich Parallelen zwischen Haraway und Spivak.

4.3.3 Handlungsfähigkeit bei Donna Haraway²⁷

Haraways Theorie eignet sich hervorragend, um einen gemeinsamen Bezugsrahmen, der eine notwendige Voraussetzung für Handlungsfähigkeit ist, zwischen den Sub-

27 Die Idee einer Implementierung der Theorien von Donna Haraway in das Thema der „Beschaffungsprostitution“ verdanke ich einem Text von Anja Rinas und Ellen Kuhlmann. Die feministischen Sozialwissenschaftlerinnen arbeiteten Haraways Theorien in die frauenzentrierten Ansätze der HIV/AIDS Prävention in Afrika und in die ethnologische Forschung zu diesem Thema ein (Rinas/Kuhlmann 2003).

jektpositionalitäten drogengebrauchender Sexarbeiterinnen und den unterschiedlichen AkteurInnen innerhalb der informellen Drogen- und Sexökonomie herzustellen. Um Empowerment bei drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen umzusetzen, müssen zuerst Koalitionen geschaffen werden. Daran anschließend ist die Frage zu beantworten, wie die einzelnen AkteurInnen dazu gebracht werden können, ihre Positionalitäten aufzugeben bzw. partielle situative Verknüpfungen untereinander herzustellen, um eine politische Handlungsfähigkeit und Artikulationsräume für die „nicht normgerechte Beschaffungsprostitution“ zu entwickeln.

Haraway plädiert dafür, wie viele andere feministische WissenschaftlerInnen, dem unterworfenen Standpunkt ein besonderes Vertrauen zu schenken und Wissen gegen verantwortungslose nicht lokalisierbare Positionen zu verorten und zu verkörpern (Haraway 1995, 83). Ihr Essay „Situieretes Wissen“ wendet sich gegen ein Wissen vom Standpunkt des Unmarkierten, da diesem eine herrschende Positionalität zu Grunde liegt, die phantastisch, verzerrt und deshalb irrational ist (Haraway 1995, 85). Ein Sehen von unten sei aber weder einfach zu lernen noch unproblematisch (Haraway 1995, 83). Die Standpunkte der Unterworfenen sind keine ‚unschuldigen‘ Positionen, deshalb schlägt Haraway im Unterschied zum Relativismus die Betrachtung einer Vielfalt von partialem, lokalisierbarem und kritischem Wissen vor, welches die Möglichkeit zur Vernetzung enthält, die in der Politik als Solidarität und in der Epistemologie als Diskussionszusammenhänge bezeichnet werden (Haraway 1995, 84). Sie stellt sich gegen einen Relativismus im Sinne einer Verallgemeinerung in der Wissenschaft und positioniert sich damit gegen eine Essentialisierung von Forschungssubjekten. Im Sinne einer Dekonstruktion der Kategorie „Drogenprostituierte“ werden in dieser Arbeit sowohl die Differenzen als auch die Gemeinsamkeiten in der Gruppe der drogengebrauchender Sexarbeiterinnen in den Fokus genommen, wobei letzteres nicht bedeutet, dass diese Gruppe homogen ist.

Partiales Wissen der Vielfalt soll solidarische Koalitionen schaffen, die Empowerment ermöglichen. Obwohl für Haraway nicht jede partiale Position brauchbar ist, gilt auch hier, subsumierenden Holismen zu misstrauen. Haraway tritt, nach meiner Lesart, für eine antikategoriale intersektionale Perspektive auf Theorie und Praxis ein, die „Anfechtung, Dekonstruktion, leidenschaftlicher Konstruktion, verwobenen Verbindungen und der Hoffnung auf Veränderung den Vorrang gibt“ (Haraway 1995, 85). Sie verdeutlicht, dass Identitätspolitik und Epistemologie keine Strategie sein können, um einen kritischen oder klaren Blick vom Standpunkt der Unterworfenen einzunehmen. Erst wenn man das gespaltene, widersprüchlich konstruierte und erkennende Selbst anerkennt, ist man befähigt, die Sichtweise einer Anderen einzunehmen, ohne den Anspruch zu haben, jemand anderes zu sein. Haraways Überzeugung eine vollständige und absolute Position abzulehnen, entspricht einer kritischen intersektionalen Positionalität als Wissenschaftlerin, die keinen Anspruch auf Ganzheit hat. Zudem bietet dieser Ansatz eine Idee an, wie drogengebrauchende Sexarbeiterinnen dazu gebracht werden können, ihre Positionalität aufzugeben bzw. partielle situative Verknüpfungen untereinander herzustellen, indem er es ermöglicht, eine intersektionale Perspektive auf deren Handlungsfähigkeit und Widersetzung einzunehmen. Im nächsten Unterabschnitt werde ich zuerst auf das dekonstruktivistische Körperverständnis von Haraway eingehen, dem ihr Cyborg-Ansatz zugrunde liegt (4.3.3.1). Danach werde ich ihre Theorie von Handlungsfähigkeit, die sie u.a. in ihre

Überlegungen zum Immunsystem einfließen lässt, mit der IMA verbinden und auf die drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen beziehen (4.3.3.2).

4.3.3.1 Der Körper als Konstrukt

Die provokativen Thesen Haraways stellen die naturalistischen Theorien massiv in Frage. In der Darstellung von Haraways Thesen soll der Schwerpunkt auf den sich auflösenden Grenzen und Identitäten und den Folgen für das Handeln liegen. Als Zugang wird ihre Essaysammlung „Die Neuerfindung der Natur“ (Haraway 1995) gewählt. Die Autorin bietet viele Anknüpfungspunkte, um Wissen kritisch zu reflektieren und Konzepte weiterzuentwickeln. Haraway versucht in ihrem „Manifest für Cyborgs“ (ebd. 33-72) einen ironisch-politischen Mythos zu erzählen, der im Sinne einer Blasphemie dem Feminismus, dem Sozialismus und dem Materialismus die Treue hält. Mit Blasphemie meint Haraway eine Sichtweise, die dem ehrfürchtigen Glauben an die reine Lehre und der Identifikation trotzt. In das Zentrum dieser mythischen Erzählung setzt sie die Cyborg und vertritt in diesem Rahmen die Überzeugung, dass wir alle Cyborgs sind und damit ein „respektloses“ Potential haben (ebd. 36). Das Manifest lese ich als Aufforderung, scheinbar unvereinbare Grundannahmen neu zu kombinieren. Zum Beispiel basiert das Konzept des frauenspezifischen Sucht-Ansatzes auf der Vorstellung homogener Lebenslagen von Frauen und kollidiert mit dem feministischen Dekonstruktionsansatz. Haraways Theorie bietet nicht nur Erweiterungsmöglichkeiten aus der Enge dieses Ansatzes, sondern liefert auch Anschlüsse für die Intersektionale Mehrebenenanalyse. Da sie den Körper in das Zentrum ihrer Überlegungen setzt, ergeben sich weiterführende Erkenntnisse zur Handlungsfähigkeit und Widersetzung drogengebrauchender Sexarbeiterinnen.

Für Haraway sind Körper aktiv als Akteure am sozialen Konstruktionsprozess beteiligt, und ihre Materialität kann nicht ausschließlich als Effekt sprachlich vermittelter Praktiken erklärt werden (Haraway 1995, 14). Körper sind für Haraway zwar Wissensobjekte, jedoch wird die Art und Weise des Regierens nicht ausschließlich durch Diskurse, Normen, Ideologien und strukturelle Herrschaftsverhältnisse bestimmt, sondern entscheidend auch von materiell bedingten körperlichen und geistigen Zuständen, wie Krankheit, Hunger, Freude, Wut usw. geprägt. Um diese nicht als bloße Effekte von Bezeichnungspraktiken, sondern als aktive Materialisierungsweisen fassen zu können, ist das Konzept des Situiereten Wissens von Haraway von großer Bedeutung. Entsprechend gilt es, den Körper als „materiell semiotischen Erzeugungsknoten“ (Haraway 1995, 96) zu verstehen, der als Ausgangspunkt spezifischer Handlungsfähigkeit fungiert. Seine Grenzen werden innerhalb von Kartierungspraktiken gezogen und materialisieren sich in sozialen Interaktionen, wobei jede Grenzziehung eine riskante Praktik ist. Objekte sind nach Haraway nicht präexistent, sondern sie sind per se Grenzprojekte, wobei Haraway die Grenzen als schwer definierbar und risikoreich charakterisiert, da sie sich von selbst verschieben (Haraway 1995, 96).

„Like ‚poems‘, which are sites of literary production where language too is an actor independent of intentions and authors, bodies as objects of knowledge are material-semiotic generative nodes. Their boundaries materialize in social interaction. Boundaries are drawn by mapping practices; ‚objects‘ do not preexist as such. Objects are boundary projects. But boundaries shift

from within; boundaries are very tricky. What boundaries provisionally contain remains generative, productive of meanings and bodies? Siting (sighting) boundaries is a risky practice.“ (Haraway 1988, 595)

Die Orte, in denen sich Körper in Objekten materialisieren, sind verwoben mit Herrschaftsstrukturen und symbolischen Repräsentationen. Körper als Akteure können Bedeutungszusammenhänge und Bezeichnungspraktiken verschieben, die neue, nicht normierte oder kontrollierte Effekte aufweisen. Die Möglichkeit zur Verschiebung kann als politisches Potential der Materialität begriffen werden, wobei Objekte und Körper zu aktiven Teilhabenden am Politischen werden (Straube 2004, 134 f).

Haraway durchdenkt das Verhältnis zwischen Natur und Kultur neu. Mit dem Begriff der artefaktischen Natur versucht sie, den Doppelcharakter der gleichzeitigen und gegenseitigen Konstituierung von Natur und Kultur zu fassen. Haraway entwirft die Cyborg als eine widerständige, weder eindeutig natürlich noch eindeutig kulturelle Figur, in der die Dichotomie von Kultur und Natur aufgehoben wird. Durch diese Abstraktion gelingt es ihr, politische Allianzen, die auf eine Identitätspolitik zurückgreifen, zu vermeiden. Für Haraway ist das Verhältnis zwischen Kultur und Natur nicht statisch, sondern es unterliegt einer ständigen Veränderung, d.h. alle dichotomen Zuschreibungen werden aufgebrochen und unterliegen der Verhandlung. Dieser Prozess wird von ihr als inhärent politisch begriffen, und Politik ist niemals abgeschlossen. Für Haraway sind Körper fragile, partikular zusammengesetzte und momentane Entitäten. Die Metapher eines Gesellschaftskörpers kann verdeutlichen, dass der Körper sowohl eine Einheit, aber gleichzeitig auch eine Verwobenheit aus Individuen, Objekten, Strukturen und Institutionen ist. Körper sind weder nur reine Effekte, noch ausschließlich natürlich determiniert.

Haraway postuliert, dass der Körper in allen verschiedenartigen, oppositionell miteinander verbundenen politischen und biomedizinischen Erzählungen ein verhältnismäßig eindeutiger Ort bleibt. Er ist gekennzeichnet durch Identität, Handlungsfähigkeit, Arbeit und durch eine Funktionshierarchie (ebd. 173). Haraway selbst versteht den Körper als konstruiert. Sie kritisiert, wie Butler, in Anlehnung an den Sozialkonstruktivismus die nicht hinterfragte Essentialisierung in der Sex-/Genderunterscheidung, die mit der Vernachlässigung der Kategorie Sex und dem Versäumnis ihrer angemessenen Historisierung einhergeht. Aber im Unterschied zu Butler geht Haraway davon aus, dass Sex und Natur als Kategorien von Gender und Kultur unterschieden werden können und ihnen daher im Konstruktionsprozess des Geschlechtlichen bzw. des Kulturellen eine strukturierende Bedeutung zukommt. Allerdings insistiert sie darauf, dass nicht vorausgesetzt werden kann, dass der Körper vor dem Diskurs existiert (ebd. 109). Butler wendet sich in ihren Analysen dem Diskurs als Gestalter des Phänomens Körpergeschlecht zu. Haraway versucht außerdem die Spielart des Körpergeschlechts im Prozess des Gestaltens zu enttarnen. Für sie kommt es nicht nur auf die Dekonstruktion des Gestalters an, sondern auch auf die Genealogie des Sexes als Gestalter. Körper sind für sie nicht nur Orte der Einschreibung, sondern sie sind Akteure, die Bedeutungen produzieren und so auf den Diskurs einwirken. Haraway geht also deutlich über die konstruktivistische Perspektive hinaus (Rinas/Kuhlmann 2003, 63). „Natur und Kultur werden neu definiert. Die eine stellt nicht mehr die Ressource für die Aneignung und Einverleibung durch die andere dar“ (Haraway 1995, 35f).

Für Haraway gibt es keine grundsätzlichen Unterschiede zwischen dem Organismus, der Technologie und dem Text. Es existieren keine stabilen Identitäten eines klar umrissenen Körpers, er ist nicht als essentialistische Gegebenheit zu verstehen, die objektives Wissen festlegt. Biologie, Medizin, Kultur und Technologien prägen den scheinbar biologischen Körper. Für Haraway ist der Körper damit zum Cyborg geworden, der alle Einflüsse miteinander verbindet.

„Kein Objekt, Raum oder Körper ist mehr heilig und unberührbar. Jede beliebige Komponente kann mit jeder anderen verschaltet werden, wenn ein passender Code konstruiert werden kann, um Signale einer gemeinsamen Sprache auszutauschen.“ (ebd. 50/175)

Haraway verwendet den Begriff Cyborg im doppelten Sinne. Einerseits beschreibt das Bild der Cyborg die Verknüpfung von technologisch-organischen Objekten, die durch die herrschenden gesellschaftlichen Wissenschafts- und Technologieverhältnisse hervorgebracht werden. Andererseits fungiert die Cyborg als oppositionelle Erzählfigur des Menschen in einer postmodernen Welt (ebd. 33ff). Die Hybridität des Körpers und die politische Handlungsfähigkeit über die Metapher der Cyborg betrachtet lassen die herrschaftserhaltenden Grenzen zwischen Mensch und Tier, zwischen Organismus und Maschine sowie zwischen Materiellem und Nichtmateriellem zusammenbrechen.

„Die Maschine ist kein es, das belebt, beseelt oder beherrscht werden müsste. Die Maschine sind wir, unsere Prozesse, ein Aspekt unserer Verkörperung. Wir können für Maschinen verantwortlich sein; sie beherrschen oder bedrohen uns nicht. Wir sind für die Grenzen verantwortlich, wir sind sie.“ (ebd. 70)

Haraway plädiert dafür, dass Verwischen dieser Grenzen und die Auflösung der Dualismen zu „genießen“ und „Verantwortung“ zu übernehmen bei der Neukonstruktion (ebd. 35). Die Wissenschaftlerin benennt aber auch die Gefährlichkeit dieser Grenzauflösung am Beispiel der Vereinnahmung des Körpers durch die zunehmende Herrschaft und Kontrolle der Biotechnik (ebd. 38f). Der politische Kampf sollte immer beide Positionen einnehmen, also die Risiken und die möglichen Verbindungen sehen, da beides die spezifischen Herrschaftsverhältnisse und die entsprechenden Optionen sichtbar macht (Rinas/Kuhlmann 2003, 64). So könnte ein anderer möglicher Ausgangspunkt für die politische Koalitionsbildung die Affinität statt der Identität sein (Haraway 1995, 40ff). Wenn wir das nicht zur Kenntnis nehmen, seien wir mitschuldig,

„[...] durch die unreflektierte Partizipation an den Logiken, Sprachen und Praktiken des weißen Humanismus und durch die Suche nach einem einzigen Grund von Herrschaft, um uns unserer revolutionären Stimme zu versichern.“ (ebd. 48)

Die Entschuldigungen der Vergangenheit existieren für Haraway nicht mehr. Hier sieht sie ein Risiko, dass wir im Bewusstsein unserer Fehler – verbunden mit der Angst vor ihnen – in eine schrankenlose Differenz abgleiten und damit aufhören partielle und wirkliche Verbindungen herzustellen. „Einige Differenzen sind spielerisch, andere bilden eher die Pole eines weltweiten historischen Herrschaftssystems. „Epis-

temologie‘ heißt, Differenz zu erkennen“ (ebd.). Zur Disposition steht dann auch ein Feminismus, der sich auf die homogene Gruppe der Frauen bezieht und diese essentialisiert. Diese Betrachtungsweise war aus Sicht von Haraway ein bedeutender Abschnitt auf dem Weg, die Grenzen der Identifikation zu erkennen. Nun sei es aber notwendig, gegen eine Einheit der Herrschaft und die Vereinnahmung Position zu beziehen (Rinas/Kuhlmann 2003, 64.). Die Dekonstruktion von Körper und Identität enttarnt ebenso die Konstruktion des Subjekts Frau, wie die Konstruktion von der allgemeinen Unschuld der Frauen und der pauschalen Schuld von Männern sowie der Existenz gemeinsamer Ziele der Frauen. Gleichzeitig wird gezeigt, dass auch die Begriffe Geschlecht und Macht immer nur kontextabhängig zu verstehen sind und komplexe Zustände beschreiben.

„Unschuld und das damit einhergehendes Beharren auf dem Opferstatus als der einzigen Grundlage von Erkenntnis haben genug Schaden angerichtet. Das konstruierte revolutionäre Subjekt sollte den Menschen des späten 20. Jahrhunderts aber auch zu denken geben. Im Verschleiß der Identitäten und in den reflexiven Strategien ihrer Konstruktion eröffnet sich die Möglichkeit, etwas anderes zu weben als das Leichentuch für den Tag nach der Apokalypse, die uns das Ende der Heilsgeschichte verheißt.“ (Haraway 1995, 44)

Eine neue Handlungsperspektive ergibt sich für Haraway aus den Zusammenschlüssen, die nicht auf Identität basieren. Die zunehmende Differenz offenbart Vielfalt und beweist, dass Macht- und Geschlechtergrenzen konstruiert sind. Dieser Ansatz eröffnet die Möglichkeit, begrenzt Verantwortung zu übernehmen. Haraway gehe es nicht um moralische Verpflichtungen, so Anja Rinas und Ellen Kuhlmann, sondern darum, die eigene Position und Perspektive zu verdeutlichen und die des Anderen zu verstehen (Rinas/Kuhlmann 2003, 64). Diese Positionalität schafft Verbindungen und Handlungsmöglichkeiten, aber gleichzeitig auch Begrenzungen.

4.3.3.2 Anschlüsse an das Forschungsfeld

Drogengebrauchende Sexarbeiterinnen sind Individuen mit unterschiedlichen Biographien und Lebensrealitäten. Wird im Sinne einer wissenschaftlichen Modellbildung eine Kategorie benötigt, um den Gegenstand zu untersuchen, muss immer wieder der Modellcharakter und ihre Konstruktion verdeutlicht werden. Haraways Konzept der Cyborg schafft die Möglichkeit einer differenzierten Betrachtungsweise von drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen nicht nur im sozialisationstheoretischen oder biografischen, sondern auch im körperbezogenen Sinne. „Die Cyborg ist eine Art zerlegtes und neu zusammengesetztes, postmodernes kollektives und individuelles Selbst. Es ist das Selbst, das Feministinnen kodieren müssen“ (Haraway 1995, 51).

Viele Menschen benötigen zeitweise oder dauerhaft Medikamente, Therapien, Implantate oder legale Drogen, um ein für sich akzeptables Leben zu führen. Sie haben damit ihren „natürlichen“ Zustand verändert und agieren als Cyborg. Einige haben sich aus unterschiedlichsten Gründen für chemische Hilfsmittel (Drogen) entschieden, die von der Gesellschaft illegalisiert werden. Sie unterscheiden sich auf der Identitätsebene von der Mehrheit nur darin, dass sie sich für ein nicht akzeptiertes Hilfsmittel entschieden haben.

Die Forderung an die drogengebrauchenden Frauen, abstinenz zu leben, geht häufig an ihrer Lebensrealität vorbei.²⁸ Ebenso verhält es sich auch mit der Viktimisierung von drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen, da sie punktuell mal eine Opfer- und mal eine Täterinnenpositionalität einnehmen (siehe 3.4). Gleichzeitig muss akzeptiert werden, dass sie aus persönlichen Entscheidungen heraus handeln. Dass drogengebrauchende Sexarbeiterinnen im Rahmen ihrer Tätigkeit inakzeptabel oft Opfer krimineller Strukturen werden, muss auf polizeilicher und juristischer Ebene täterorientiert und mit Nachdruck unterbunden werden, rechtfertigt jedoch nicht, ihnen einen permanenten Opferstatus zuzuweisen und ihnen pauschal das Selbstbestimmungsrecht abzusprechen. Dabei müssen immer auch die Grenzen selbstbestimmter Handlungsmöglichkeiten gesehen werden. Dies soll kein Plädoyer dafür sein, dass jeder unabhängig von den Umständen für die Gestaltung seines Leben allein verantwortlich ist, sondern es wird im Gegenteil davon ausgegangen, dass auf Basis einer konsequenten Differenzierung und partiell situativen Positionalitäten, neue sequentielle bzw. temporäre Koalitionen geschaffen werden können.

Gemeinsam sind den drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen der Drogenkonsum und die Prostitution. Sie unterscheiden sich jedoch voneinander durch ihre kulturelle Herkunft (Europa, Asien, Orient, Ost- und Westdeutschland usw.), ihre soziale Herkunft (Mittelschicht, wohlhabende Arbeiterklasse, öffentliche Erziehung etc.), ihre geografische Herkunft, ihre Biografie (Armut, Reichtum, Missbrauchs-, Justizvollzugsanstalts-, Psychiatrieerfahrungen etc.), ihre Lebensrealität (Straßenstrich, Zuhälter, obdachlos, Familie, exzessiver Drogenkonsum, Anzahl der Freier etc.), ihre körperliche und psychische Verfasstheit sowie ihr Alter. Diese Vielfalt muss immer mitgedacht werden, ohne dabei zu vergessen, dass die Situation der drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen eben auch zentrale Gemeinsamkeiten hat, die als solche thematisiert werden müssen und die den Ansatzpunkt für kollektive Veränderungen bieten. Die Intersektionale Mehrebenenanalyse ist ein hilfreiches Instrument, die Singularitäten zu erfassen, die partiell situative Koalitionen bilden können, an welchen Empowermentansätze anschließen (siehe 6.4/7).

Auch Haraways Ausführungen zum Immunsystem bieten Potentiale für neue Denkansätze. Das Bild, welches sich im 20. Jahrhundert vom Immunsystem gemacht wurde, versinnbildlicht die Vorstellungen von symbolischer und materieller Differenz (Haraway 1995a, 162). Dabei wurden die sozialen Vorstellungen von Differenz mit den biologischen verknüpft (Rinas/Kuhlmann 2003, 64.). In den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts hat sich das Bild des Körpers und des Immunsystems vom hierarchischen zum selbstregulierten Netzwerk-Körper gewandelt. Krankheit wurde bei dieser Vorstellung als Fehlinformation, Stress und Zusammenbruch gedeutet (ebd. 65). Haraway sieht das Immunsystem nicht als Werkzeug zur Koordination eines kohärenten biologischen Selbst und somit auch nicht als endgültiges Zeichen einer altruistischen Evolution in Richtung Ganzheitlichkeit (Haraway 1995, 184). Für sie ist es ein fließendes, verteiltes und vernetzendes technisch-organisch-textuell-mythisches System, das die eher schwerfälligen und räumlich gebundenen Zentren des Körpers durch seine Erkennungsakte miteinander verbindet.

28 Es gibt bundesweit wenige Therapieangebote, Wohnformen oder andere Hilfsangebote für substituierte Frauen, d.h., im Vordergrund steht immer der Abstinenzanspruch.

Das Immunsystem ist wie der Körper vielfältig, zufällig und verletzlich. „Die Teile sind nicht für das Ganze da“ (ebd. 185). Haraway plädiert dafür, den Körper nicht als Festung zu sehen, der immer als Ganzes verteidigt werden muss, sondern Zusammenbrüche auch als Uneindeutigkeiten zu definieren, die informativ sein könnten und für die situativ begrenzte Handlungsmöglichkeiten entwickelt werden können. Der Diskurs des Immunsystems handelt „[...] von den Beschränkungen und Möglichkeiten des Engagements in einer Welt voller ‚Differenz‘ die gefüllt ist mit Nicht-Selbst“ (ebd. 178). Dies kann als ein Plädoyer gelesen werden, die Vulnerabilität und Endlichkeit in das Leben mit einzubeziehen.

„Dabei spielen vielfältige Beziehungen, situative Möglichkeiten und partielle Risiken eine Rolle. Es geht Haraway also nicht darum, den fixierten Körper und das Selbst zu verteidigen und unverletzbar zu machen. Verletzbarkeit und Differenz bedeuten in ihrer Argumentation folgend zugleich situative Risiken wie auch situative Handlungsmöglichkeiten. Die Chance liegt demzufolge in differenzierten und konkreten, aufgrund eines eigenen Standpunkts verantworteten Handlungen, die partiell und immer auch begrenzt sind.“ (Rinas/Kuhlmann 2003, 65)

Das Immunsystem bekämpft nicht das Andere, sondern nur das situativ Gefährliche in einem Netzwerk, aber erst dann, wenn es sich als solches zu erkennen gegeben hat, auch auf die Gefahr hin, dass es zu spät reagiert. Es lässt das Andere, die Differenz zu. Offensichtlich ist dies in einer Welt voller „Nicht-Selbst“ eine erfolgreiche Strategie, denn erst durch das Zulassen des Anderen ergibt sich auch die Möglichkeit einer evolutionären positiveren Veränderung. Evolution heißt dann nicht mehr, dass der Stärkere, der sich abgrenzen kann, siegt, sondern dass die akzeptierende Strategie die erfolgreichere ist.

Für die staatliche Gesetzgebung kann das heißen, dass nicht mehr definiert werden sollte, was ungesetzlich ist, sondern dass ebenso gut festgelegt werden könnte, wann eine Handlung nicht mehr zu tolerieren ist, weil sie die Gesellschaft real bedroht. Drogengebrauchende Sexarbeiterinnen an sich stellen keine Gefahr für die Gesellschaft dar. Ihre Lebensführung stimmt zwar nicht mit den Vorstellungen der Allgemeinheit überein, jedoch nur in einem Maß, das problemlos toleriert werden kann. Erst ihr Ausschluss aus der Gesellschaft durch prohibitive und punitive Maßnahmen auf Grund subjektiver Ängste und die daraus resultierende Verelendung und Rechtlosigkeit der Frauen führt dazu, dass sie für die Gesellschaft gefährliche Verhaltensweisen praktizieren, indem sie sich z.B. gefährliche Infektionen zuziehen, diese aber nicht behandeln lassen können. Die Anderen werden erst durch ihre Ausgrenzung zur Gefahr, gleichzeitig kann durch die Zuweisung der Gefahr an die Anderen auch die Verantwortung verschoben werden (siehe 3.4).

Rinas und Kuhlmann zeigen in ihrem Artikel am Beispiel der HIV/AIDS Prävention, dass diese Krankheit durch die Identitätsvorstellungen und die damit verbundene Verantwortungszuschreibung immer als ein Problem der Anderen wahrgenommen wurde. Mit der Zuschreibung des Problems an die Anderen konnte die eigene Unverletzlichkeit konstruiert und besondere Risikogruppen wie homosexuelle Männer, Menschen aus Afrika, Drogenabhängige und Prostituierte geschaffen werden. Durch die Stigmatisierung als Risikogruppen wurde ihnen auch die Verantwortung für die Erkrankung zugeschoben. Das individuelle Verhalten musste nicht mehr thematisiert werden. Vor diesem Hintergrund, so Rinas und Kuhlmann, blieben die realen Risiken

und die möglichen präventiven Maßnahmen sowohl den Stigmatisierten als auch den scheinbar „Unverletzlichen“ verborgen. Im weiteren Verlauf der Epidemie stellte sich heraus, dass AIDS sehr unterschiedliche Gruppen betreffen kann, und die scheinbar „Unverletzlichen“ sahen sich als Opfer der Anderen. Es fand eine Abwertung und Kontrolle dieser stigmatisierten Gruppe statt. Das eigene Verhalten blieb weiterhin unhinterfragt. Die Verhaltensänderung wurde auf der Seite der Anderen erwartet und erzwungen (Rinas/Kuhlmann 2003, 68).

Die Parallelen zu drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen sind hier deutlich sichtbar. Den Frauen wird ein „risikobehafteter Lebenswandel“ unterstellt. Diese Grenzziehung zwischen Selbst und Anderen ist offen für die unterschiedlichsten und ambivalentesten Schuldzuschreibungen. Freier können sich leicht als Opfer der Prostituierten konstruieren, da auf Seiten der drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen *safer work*²⁹ angeblich nicht praktiziert wird. Das riskante Handeln der Freier, die für die Erfüllung ihrer sexuellen Wünsche bewusst mit dem Risiko spielen, wird nicht thematisiert. Das trifft auch auf die gesetzlichen Rahmenbedingungen zu, die die Arbeitssituation der Frauen so gestalten, dass ihnen oft kein anderer Ausweg bleibt, als risikoreiche Praktiken zu akzeptieren. Die Verantwortung für *unsafes sex* wird fast ausschließlich bei den Sexarbeiterinnen verortet, obwohl der Freier sein eigenes Verhalten kennt und weiß, dass er es ist, der ungeschützten Verkehr verlangt. Es findet eine Verschiebung der Verantwortung statt, was umso einfacher ist, da diese Art von Schuldzuweisung gesellschaftlich nicht nur akzeptiert, sondern auch gefördert wird. Durch die Zuschreibung stereotyper Verhaltensweisen an drogengebrauchende Sexarbeiterinnen werden genau wie bei der Geschlechtsidentität festgeschriebene Moralvorstellungen oktroyiert, die einem Vergleich der Realität nicht standhalten.

Im frauenspezifischen Sucht-Ansatz hingegen werden Frauen viktimisiert. Die Verantwortung liegt in diesem Denkansatz immer bei den Männern, die alle Handlungsmacht haben (siehe 3.5.2). Die Ungleichheit der Geschlechterhierarchie wird als Wurzel allen Übels identifiziert. Die Aufrechterhaltung der Identitätsgrenzen, also das Frausein, ist im frauenspezifischen Ansatz das entscheidende Motiv für ein gemeinsames Handeln gegen die Ungleichheiten (ebd. 69). In diesem Ansatz wird nicht reflektiert, dass Frauen nicht nur Opfer sind. Außerdem sind bei diesem Ansatz allein die Frauen verantwortlich für die Veränderung der Strukturen, was angesichts der omnipotenten Machtpräsenz der Männer, also der Täter, eine nahezu unlösbare Aufgabe ist. Der frauenspezifische Suchtansatz setzt voraus, dass nur die Frauen sich und ihr Leben vollständig ändern und sich anpassen. Sind sie dazu nicht bereit, existiert für sie keine „Grauzone“ des Aushandelns. Die Frauen werden inhaftiert, verelenden oder erkranken. Mögliche Koalitionen wie z.B. die Zusammenarbeit mit den Freiern, mit „professionellen“ Sexarbeiterinnen oder auch mit DealerInnen geraten vollständig aus dem Blickfeld. Ebenso wird nicht berücksichtigt, dass viele Frauen auch einen Spielraum individueller und sozialer Handlungsmöglichkeiten bei der Aushandlung sexueller und sozialer Beziehungen haben und dass dieser vergrößert werden müsste, indem die Position der betroffenen Frauen gestärkt wird.

29 Safer work entspricht den Regeln von safer sex, das bedeutet risikovolle Sexualpraktiken zu vermeiden.

Die Schuld für *unsafes work* wird von der Mehrheitsgesellschaft bei den Frauen gesehen, obwohl sie aufgrund ihrer Marginalisierung und körperlichen Verfasstheit oft nicht in der Lage sind, die Benutzung von Kondomen bei den Freien durchzusetzen. Die Tatsache, dass sie sich prostituieren, um unter anderem ihren Drogengebrauch zu finanzieren und sich damit zweifach gegen die Moralvorstellungen der Gesellschaft stellen, enthält auch ein Moment der Entscheidung und der Stärke.

Das Wissen um die Vulnerabilität als Frau und die Verwischung der Identitätsgrenzen wird von der Gesellschaft nicht als Möglichkeit gesehen, Verantwortung für die Gestaltung der Grenzen zu übernehmen und Machtbeziehungen aktiv zu gestalten. Haraway versteht Grenzen ebenso wie Analysekatégorien als konstruiert und gleichzeitig als aktiv. Sozialstruktur und Geschlechterdifferenz sind keine Grundstruktur, sondern kulturell konstruiert. Doch auch als Konstruktion beeinflusst die Kategorie Geschlecht die Interaktion.

Auch an dieser Stelle wird die Analogie zwischen Haraways Theorie und der Intersektionalen Mehrebenenanalyse deutlich. Kategorien, die auf der Identitätsebene materialisiert sind und analytisch erfasst werden, offenbaren ihre Verwobenheit in den Subjektkonstruktionen und damit wird die kategoriale Konstruktion in ihrer Differenz nachvollziehbar. Ein gemeinsames Handeln von drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen und der Bezug auf vergleichbare Alltagsrealitäten erscheinen im Zusammenhang mit dem besonders vulnerablen Lebensstil Drogengebrauch und der besonders vulnerablen Tätigkeit Sexarbeit trotzdem sinnvoll.

Haraways flexible und kontextspezifische Denkansätze enthalten eine „respektlose“ und kreative Perspektive. Die Kategorie „Frau“ muss in der Auseinandersetzung mit der Situation von drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen nicht aufgegeben, jedoch dekonstruiert und situativ erweitert werden. Dadurch können Verbindungen mit anderen „Affinitäten“ hergestellt werden. Vorstellbar wäre eine Zusammenarbeit mit den unterschiedlichsten AkteurInnen, die entweder involviert oder lediglich peripher von Drogenkonsum und Sexarbeit betroffen sind. Das können dann StadtteilbewohnerInnen, Freier, PolizistInnen oder eben auch DealerInnen sein. So wie Rinas und Kuhlmann es für die AIDS-Prävention beschreiben, kann dann die Situation ohne Vorurteile analysiert und interpretiert und die Wahrnehmung der jeweiligen individuellen und kollektiven Grenzen geschärft werden (Rinas/Kuhlmann 2003, 71). Dann zeigt sich, dass Grenzen und Strukturen gestaltet werden können.

Drogengebrauchende Sexarbeiterinnen schaffen sich in ihrer Lebensrealität bereits partielle und strategische Verbindungen. Auch die institutionellen Hilfeeinrichtungen versuchen Verknüpfungen innerhalb dieser Strukturen herzustellen. Die begrenzten und partiellen Identitäten ermöglichen, dass auch Einzelne erfolgreich handeln können und situative Verknüpfungen mit den Anderen möglich werden. Dieses Handeln ist ebenso strukturwahrnehmend wie strukturverändernd. Es vernachlässigt auch nicht die individuellen Einflussmöglichkeiten, sondern sensibilisiert für die Differenzen und lässt sie in die eigene Handlung einfließen. Es geht nicht mehr um eine grundsätzliche Entscheidung, ob eine Zusammenarbeit mit der Polizei und/oder professionellen Sexarbeiterinnen und/oder Freien und/oder DealerInnen möglich bzw. überhaupt denkbar ist, sondern es werden differenziert Handlungsmöglichkeiten gesucht, Risiken bewertet und gegebenenfalls Chancen ergriffen. Die Hilflosigkeit gegenüber scheinbar ausgeweglosen Situationen entfällt ebenso wie der Anspruch, die gesamte „Welt“ verändern zu müssen.

Ein grundlegendes Problem bleibt das ethische Kriterium des verantwortlichen Handelns (ebd. 72). Nach Haraway ist es nicht möglich, allgemein verbindliche ethische Regeln zu schaffen, die es einem ermöglichen zu handeln, ohne schuldig zu werden. Sie entscheidet sich bewusst und strategisch für die Verwendung der Begriffe Handlungsfähigkeit und Verantwortlichkeit, obwohl diese aus ihrer Sicht kontaminiert sind.

„Verantwortlichkeit hat für mich dann etwas damit zu tun, wie wir unter uns Verbindungen aufbauen, wie wir uns selbst zusammenfügen, und wie wir zusammengefügt sind. Auf diese Errungenschaften von Verantwortlichkeit, entgegen einer Vorstellung moralisch handelnder Subjekte mit verschiedenen Verpflichtungen, kommt es mir an.“ (Haraway 1995, 110)

Gleichzeitig distanziert Haraway sich aber von dem endlosen Freispiel und der Lust an Überschreitung.

„Verspieltheit, Beweglichkeit, mehr zu sein, als wir glauben, diskursive Konstitution, die Unerwartetheit von Sprache und Körper, das sind die Dinge, an denen mir liegt und um die es in meiner Arbeit geht. Aber ich will nicht, daß die Aneignung meiner Arbeit in verantwortungsloses Freispiel, in Postmodernismus im groben und vulgären Sinn abdriftet.“ (ebd. 111)

Verantwortung und Ethik sind bei Haraway, wie das Handeln selbst konkret, kontextgebunden, widersprüchlich, begrenzt und veränderlich, aber nie überflüssig. Haraway hat nach meinem Verständnis eine antikategorial intersektionale Sicht auf feministische Wissenschaft, denn sie sieht Objektivität nicht als ein „*disengagement*“ (Haraway 1988, 595), sondern als eine wechselseitige, ungleiche Strukturierung und als die Übernahme von Risiken in einer Welt, in der „wir“ immer vom Tod bedroht sind (Haraway 1995, 96).

Es ist notwendig, meine soziale, ökonomische, kulturelle und politische Position bezüglich des Forschungsfeldes Sexarbeit und Drogengebrauch immer wieder zu reflektieren, um ihren Einfluss auf meine Interpretation der Interviews zu erkennen und zu minimieren. Dadurch soll sichergestellt werden, dass die Erfahrung um Unterdrückung und Marginalisierung, die in den Erzählungen ihren Niederschlag finden, nicht nur in den hegemonialen Diskurs einsickern, sondern als spezifisches Wissen der drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen anerkannt werden und dass auch die Phänomene der Abweichung und der Heterogenität in den Fokus geraten. Der Versuch dieses Wissen sowie mögliche Handlungsfähigkeiten und Widersetzungen durch eine intersektionale Auswertung offen zu legen, soll auch als respektvolle Würdigung dieser Erfahrung gelesen werden. Um die Unterdrückungserfahrungen empirisch fassen zu können, stellt wiederum das Konzept von Iris Marion Young einen hilfreichen Ansatz zur Verfügung.

4.3.4 Die Begriffe „Unterdrückung“ und „Gruppe“ bei Iris Marion Young

Mit der Einführung der Begriffe „Unterdrückung“ und „Gruppe“ nach Iris Marion Young soll die Handlungsfähigkeit und Widersetzung drogengebrauchender Sexarbeiterinnen noch präziser erfasst werden. Ausgehend von Foucaults Subjektbegriff

postuliere ich, dass Subjekte außerhalb von Gewaltverhältnissen die Möglichkeit der Selbstermächtigung besitzen, wobei die subjektive Positionalität innerhalb der Herrschaftsverhältnisse die Wahlmöglichkeiten der Individuen erheblich beeinflusst. Youngs fünf Formen der Unterdrückung, nämlich Ausbeutung, Marginalisierung, Machtlosigkeit, Kulturimperialismus und Gewalt ergänzen diesen Ansatz, da sie den Blick für Herrschaftsverhältnisse schärfen. Auch ihr Gruppenbegriff, der davon ausgeht, dass sich Identität auch als Mitglied einer Gruppe ausbilden kann, deren Existenz die Person als immer schon da gewesen erlebt und deren gruppenspezifische Zuschreibungen im Prozess der Identitätsbildung angenommen werden, ist hilfreich, um die Gruppe der drogengebrauchender Sexarbeiterinnen als unterdrückte Gruppe zu bezeichnen.

Young postuliert, dass soziale Gruppen nicht auf die gleiche Art und Weise unterdrückt werden. Sie haben jedoch die Gemeinsamkeit, dass sie alle darunter leiden, dass sie in ihren Möglichkeiten eingeschränkt werden, ihre Fähigkeiten zu entwickeln und einzusetzen, ebenso wie ihre Gefühle, Bedürfnisse und Gedanken auszudrücken. Das nennt Young die gemeinsamen abstrakten Bedingungen (Young 1996, 100f). Sie führt weiter aus, dass es schwierig sei, spezifischere Unterdrückung für eine gesamte Gruppe auszuformulieren. Unter Unterdrückung als einem strukturellen Begriff versteht sie nicht die Tyrannei, sondern die alltäglichen Praktiken, denen Subjekte innerhalb einer wohlmeinenden Gesellschaft ausgesetzt sind. Young arbeitet in ihrem Artikel den systemischen Charakter von Unterdrückung besonders stark heraus.

„Die bewussten Handlungen vieler Individuen tragen täglich dazu bei, die Unterdrückung aufrecht zu erhalten und zu reproduzieren. Aber diese Menschen erfüllen nur ihre Aufgaben, leben ganz normal ihr Leben und verstehen sich selbst nicht als Urheber von Unterdrückung.“ (Young 1996, 103)

Sie verweist an dieser Stelle darauf, dass es Situationen gibt, in denen Menschen einander bewusst Schaden zufügen und zu jeder unterdrückten Gruppe eine im Verhältnis stehende privilegierte Gruppe existiert (ebd.), wobei auch innerhalb der Gruppen individuelle Lebenslagen existieren und dass unterschiedliche Situationen für verschiedene Gruppenmitglieder unterschiedliche Formen der Unterdrückung zur Folge haben können. Deshalb sieht sie davon ab, Unterdrückung zu definieren (ebd. 104). Ich plädiere ebenfalls für diese offene Herangehensweise an Unterdrückung, arbeite jedoch mit dem Intersektionalen Mehrebenenansatz, und die fünf Formen der Unterdrückung sind hilfreiche Analysekatoren bei der Herausarbeitung von Handlungsfähigkeit.

Die empirischen Ergebnisse dieser Arbeit zeigen, dass es unmöglich ist, Unterdrückung im Umfeld der informellen Drogen- und Sexökonomie einheitlich zu definieren (siehe 6.4). Es existieren zwar harte Strukturen, von denen alle drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen des Samples gleichermaßen beeinflusst sind, wie das BtMG und die SpGVo, jedoch erfahren die Frauen Unterdrückung in unterschiedlicher Art und Weise. Dieser Gedanke ist als wichtige Erkenntnis in die Formulierung von Empowerment eingeflossen (siehe 6.4/7).

Zum Verständnis von Youngs Unterdrückungsbegriff ist es unerlässlich, ihm ihre Gruppendefinition zu unterlegen. Diese Definition wird im Folgenden auf die Gruppe

der drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen projiziert. Im nächsten Unterabschnitt werde ich das Unterdrückungskonzept von Young an die Herrschaftsverhältnissen in der informellen Drogen- und Sexökonomie anbinden, um es in der Analyse einsetzen zu können (4.3.4.2).

4.3.4.1 Die soziale Gruppe der drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen

Nach Young verweist die Unterdrückung auf ein strukturelles Phänomen, das eine Gruppe bewegungsunfähig macht oder sie erniedrigt (Young, 104). Eine soziale Gruppe ist immer mit den Identitäten der Personen verflochten, sie ist eine spezifische Gemeinschaft, welche die entsprechenden Konsequenzen für ihr Selbstverständnis trägt (ebd. 104f). Young schreibt, dass die Mitglieder einer Gruppe, aufgrund ihrer ähnlichen Lebensweise und ihrer vergleichbaren Erfahrungen eine besondere Affinität zueinander haben (ebd. 105). Diese veranlasse die Mitglieder dazu, sich eher untereinander zu verbinden, als mit anderen Personen in Beziehung zu treten.

Young problematisiert das Aggregat- und Assoziationsmodell von Gruppen. Während das Aggregatmodell das Individuum vor dem Kollektiv konzipiert, „indem es die soziale Gruppe auf einen bloße Menge von Attributen reduziert, die den Individuen anhaften“, begreift das Assoziationsmodell „implizit das Individuum so, daß es ontologisch der Gemeinschaft vorangeht und diese erst bildet oder konstituiert“ (Young 1996, 106f).

Soziale Gruppen seien keine Entitäten, so Young, unabhängig von Individuen, sie seien aber auch keine bloße Klassifikation von Menschen aufgrund willkürlicher, ihrer Identitäten entsprechenden Attribute. Young ist es wichtig, Gruppen nicht zu verdinglichen, sondern zu veranschaulichen, dass Gruppenwerte Identitäten konstruieren. Dies erfolgt hinsichtlich kultureller Formen, sozialer Umstände und der Geschichte, die die Gruppenmitglieder als ihre eigene betrachten, da die Werte der Gruppe ihnen auch aufgezwingen werden und/oder von ihnen erfunden wurden (ebd.). Innerhalb des Assoziationsmodells werde vernachlässigt, dass Individuen bereits als geformte Personen zusammenkommen.

Für Young konstituiert die Gruppe das Individuum, wobei die Affinität zueinander die Gruppe bestimme (ebd.). Außenstehende können Gruppen identifizieren, ohne dass die Identifizierten ein Bewusstsein ihrer selbst als Gruppe haben. Young verknüpft die Überlegung zur Gruppenaffinität mit Martin Heideggers „Geworfenheit“, dass wir uns selbst als Mitglieder einer Gruppe finden, die wir als schon immer „Daseiend“ erfahren. Das setzt nicht voraus, dass Gruppen nicht verlassen und die Grundzüge der Gruppenidentität nicht selbst bestimmt werden könnten (ebd. 109).

Young widerspricht der Position, dass wir Gruppen abschaffen müssten, um Unterdrückung abzuschaffen, denn sie geht davon aus, dass Gruppenidentitäten wichtig sind, selbst wenn es sich um unterdrückte Gruppen handelt.

„Ich glaube, daß die Ausdifferenzierung in Gruppen ein sowohl unausweichlicher als auch wünschenswerter Aspekt moderner gesellschaftlicher Prozesse ist. Soziale Gerechtigkeit erfordert nicht das Verschwinden von Unterschieden, sondern braucht Institutionen, die die Reproduktion von und den Respekt für Gruppendifferenzen ohne Unterdrückung fördern.“ (ebd. 110)

Da jedoch nicht alle Gruppen unterdrückt sind, bewertet Young die einzelne Gruppe entsprechend der fünf Formen der Unterdrückung. Gruppen als Fiktionen anzunehmen, sei trotzdem der wichtigen „antideterministische[n] und antiessentialistische[n] Erkenntnis“ inhärent, Gruppen nicht als wesenhaft, substantiell und statisch zu begreifen, sondern als relational und beweglich (ebd. 111). Young postuliert eine fließende, multiple, sich überschneidende und verschiebende Sicht auf Gruppendifferenz, die ebenfalls eine Kritik am autonomen Selbst impliziert. Auch Personen, die durch verschiedene Gruppenaffinitäten und Beziehungen konstituiert seien, können nicht vereinheitlicht werden, „sie sind ihrerseits heterogen und nicht notwendigerweise kohärent“ (ebd. 112). In Youngs Postulat zur Gruppe erkenne ich zum einen eine Verknüpfung zur Intersektionalen Mehrebenenanalyse. Anhand der Wechselwirkungen wird analysiert, wann Individuen sich unterwerfen, sich widersetzen und welche Bedingungen ihre Handlungsfähigkeit behindern oder fördern. Zum anderen unterstützt Young meine gleichzeitige Sicht auf die heterogene, nicht kohärente Gruppe der „Drogenprostituierten“ und auf die individuelle drogengebrauchende Sexarbeiterin. Ein Spezifikum dieser Gruppe ist, dass für sie nicht nur eine Form der Unterdrückung kennzeichnend ist, sondern dass alle fünf Formen der Unterdrückung in verschiedenen Ausprägungen die Lebenssituation drogengebrauchender Sexarbeiterinnen bestimmen.

Um die Spezifika der Wirkung von Herrschaftsverhältnissen innerhalb der informellen Drogen- und Sexökonomie erfassen zu können, sind die fünf Formen der Unterdrückung von Young ein hilfreicher Analyserahmen. Sie werden im Folgenden auf die Situation drogengebrauchender Sexarbeiterinnen operationalisiert. Es soll verdeutlicht werden, welche zentrale Rolle die Struktur von Herrschaftsverhältnissen in diesem Bereich einnimmt.

4.3.4.2 Unterdrückung als Herrschaftsverhältnis in der informellen Drogen- und Sexökonomie

Es ist deutlich geworden, dass Young für eine Gruppe nicht eine Masterkategorie der Unterdrückung präferiert, sondern dass sie von der Wechselwirkung differenter Unterdrückungsformen ausgeht. Durch die Analyse der fünf Formen Ausbeutung, Marginalisierung, Machtlosigkeit, Kulturimperialismus und Gewalt expliziert Young die Unterdrückung.

Ausbeutung ist für Young Unterdrückung auf Basis der Kategorien Klasse, Gender und „Rasse“. Es entsteht ein Verhältnis von Ungleichheit und Macht, das immer wieder reproduziert wird, indem die Energien der Habenichtse stetig eingesetzt werden, um die Macht, den Status und den Reichtum der Besitzenden zu erhalten und zu vermehren (Young 1996, 114). Für die Anwendung auf die Gruppe der drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen ist zu fragen, wo diese Kategorien sichtbar werden.

Klassismus als ein ausbeuterisches Herrschaftsverhältnis wird sichtbar, da die drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen auf Grund der Besitzverhältnisse vollkommen machtlos sind, obwohl sie den Reichtum der Besitzenden mehren (siehe 3.4.3/3.4.4). Es sind die unmittelbar Verdienenden, wie BesitzerInnen von Stundenhotels, die DealerInnen sowie die Freier zu nennen, denen sie ausgeliefert sind, da sie dem Markt nur ihren Körper, der gleichzeitig ihre Arbeitskraft und ihr Produktionsmittel ist, zur Verfügung stellen können. Darüber hinaus legitimieren PolizistInnen,

die MitarbeiterInnen und TrägerInnen sozialer Einrichtungen ihren Verdienst mit der Existenz drogengebrauchender Sexarbeiterinnen. Es gibt aber auch mittelbar Nutznießende, wie z.B. Menschen, die Forschungsarbeiten über diese Feld schreiben und dafür Stipendien und andere Reputationen erhalten.

Ausbeutung aufgrund des Geschlechts hat, so Young, „zwei Aspekte, einerseits die Übertragung der Früchte materieller Arbeit auf Männer und andererseits die Übertragung der Pflegeenergien und sexuellen Energien auf Männer“ (Young 1996, 115). Das ist ein wichtiger Aspekt und verweist außerdem auf den Ansatz der sexuellen Arbeit, welcher ebenfalls als Deutung für die Arbeit von drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen angelegt wird (siehe 4.4.1). Drogengebrauchende Sexarbeiterinnen sind gezwungen zu Dumpingpreisen ihre Dienste anzubieten und müssen den speziellen Wünschen der Kunden sehr weit entgegenkommen (siehe 3.4.2). Heteronormativismus ist ein Herrschaftsverhältnis innerhalb der Ausbeutung.

Als Beispiel für die rassistische Form der Ausbeutung nennt Young die Hilfsarbeit, das ist für sie zum einen Serviceleistung, aber auch „jede dienende, ungelernete, gering bezahlte Arbeit ohne Selbstbestimmung“ (Young 1996, 117). Diese Kriterien treffen generell auf die Dienstleistung drogengebrauchender Sexarbeiterinnen zu, unabhängig von der Kategorie „Rasse“, da sie als unprofessionell arbeitend bezeichnet werden (siehe 3.4.1). Jedoch existieren rassistisch motivierte staatliche Repressionen gegen Sexarbeiterinnen aus Rumänien und Bulgarien, um diese aus dem Stadtgebiet zu verdrängen (siehe 3.2/3.3). Das hat zur Folge, dass diese Frauen zu noch prekäreren Bedingungen anschaffen müssen und Ausbeutungsstrukturen noch besser greifen können, als bei anderen Sexarbeiterinnen, sei es bei der Höhe der Zimmermiete, der Preisverhandlung mit den Freiern und dem Ablehnen gefährlicher Sexualpraktiken. Es zeigt sich, dass Rassismus ebenfalls ein Herrschaftsverhältnis der Ausbeutung ist.

Meines Erachtens muss die Ausbeutung auch noch durch die Kategorie Körper ergänzt werden. Diese basiert auf bodyistischen Herrschaftsverhältnissen. Darunter verstehen Winker und Degele Herrschaftsverhältnisse zwischen Gruppen oder Individuen aufgrund körperlicher Merkmale wie Alter, Attraktivität, Generativität und körperlicher Verfasstheit (siehe 4.2.2). Daraus resultierende Diskriminierungen schreiben sich in Form von Gewalt über „Rasse“, „Behinderung“, Krankheit oder Geschlecht in den Körper ein. Dieses spielt eine eklatante Rolle für die Situation drogengebrauchender Sexarbeiterinnen, denn die schlechte körperliche Verfasstheit vieler Frauen kumuliert mit dem extrem niedrigen Preisniveau in der Sexarbeit und die Notwendigkeit, die Droge zu konsumieren, generiert unter anderen das extrem hohe Preisniveau selbst für Drogen von schlechter Qualität (siehe 3.4.5). Das bedeutet, dass auch Bodyismus ein Herrschaftsverhältnis innerhalb der Ausbeutung darstellt.

Marginalisierung bezeichnet Young als die vielleicht gefährlichste Form der Unterdrückung. Menschen werden vom sozialen Leben ausgeschlossen und somit gravierender materieller Depravation bis hin zur Vernichtung ausgesetzt (ebd. 119). Im Abschnitt 4.1.5 wird genauer darauf eingegangen, was es bedeutet, nicht mehr dazuzugehören. Der Abbau des Wohlfahrtsstaates generiert zunehmend überflüssige, deklassierte und illegale Menschen, aber selbst ein funktionierender Wohlfahrtsstaat verhindert weder menschliches Leid noch Depravation im großen Ausmaß. Young charakterisiert die Ungerechtigkeit über zwei Merkmale, die über die reine Ver-

teilungsfrage hinausgehen und die mit der Marginalisierung in entwickelten kapitalistischen Gesellschaften eng verknüpft sind (ebd.120):

1. Wohlfahrtsmaßnahmen erzeugen selbst neue Ungerechtigkeiten, weil sie Menschen, die von den Maßnahmen abhängig sind, bestimmter Rechte berauben, die andere Menschen haben.
2. Auch wenn die materielle Depravation durch sozialstaatliche Maßnahmen aufgefangen wird, so bleibt die Marginalisierung doch ungerecht, weil sie Menschen daran hindert, ihre Fähigkeit auf gesellschaftlich anerkannte Art und Weise auszuüben (ebd. 120).

Ich möchte noch einen dritten Punkt hinzufügen:

3. Ungerechtigkeit besteht schon allein aus dem Grund, dass die meisten sozialstaatlichen Sicherungssysteme, Leistungsbezug an Staatsbürgerschaft knüpfen. Weitere Hürden sind Obdachlosigkeit und auch Erkrankungen, die als solche nicht diagnostiziert sind. Das heißt die Zugänge für wohlfahrtsstaatliche Leistungen sind immer an zu erfüllende Voraussetzungen gekoppelt.

Die drei Merkmale der Ungerechtigkeit sind mit dem Lebensalltag drogengebrauchender Sexarbeiterinnen verwoben. Eine Verbesserung ihrer materiellen Situation reicht nicht aus, um den sozialen Tod aufzuhalten, sondern es muss ihnen auch eine sinnvolle Lebensperspektive geboten werden, um der Marginalisierung entgegenzuwirken. Schlussendlich geht es darum, die individuelle Selbstachtung zu stärken (Young 1996, 122). In Bezug auf die Intersektionale Mehrebenenanalyse ist Marginalisierung in den vier Herrschaftskategorien zu finden. Die Auswirkung von Marginalisierung, das Kämpfen dagegen, die Unterwerfung oder Anpassung findet sich jedoch auch in Ideologien, Normen und Werten und Identitäts- und Subjektkonstruktionen wieder.

Machtlosigkeit ist eine weitere Form der Unterdrückung bei Young. Sie geht vom Klassenbegriff aus und verweist die Machtlosigkeit an ungelernete Arbeiter (Young 1996, 123). Es ergibt sich eine Analogie zwischen der Machtlosigkeit Ungelernter gegenüber Ausgebildeten und „Drogenprostituiertes“ gegenüber „professionellen Sexarbeiterinnen“. Professionelle Frauen verfügen aufgrund ihrer stärkeren Lobby, ihrer Vernetzung häufiger über Selbstachtung und eine Arbeitsautonomie, das sogenannte Berufsethos (weitere Ausführungen in 3.4.1). Allerdings möchte ich den Begriff der Machtlosigkeit von Young so nicht übernehmen, da ich von Foucaults Machtbegriff ausgehe, in welchem Machtverhältnisse immer auch Ermächtigung generieren (siehe 4.1.4). Es geht darum, nicht nur die Form der Unterdrückung, sondern auch Ermächtigungsstrategien drogengebrauchender Sexarbeiterinnen zu beschreiben. Ich gehe davon aus, dass eine Gruppe von Menschen, die als machtlos konnotiert wird, trotz der strukturellen Omnipräsenz von Unterdrückung handlungsfähig ist, außer es handelt sich um ein reines Gewaltverhältnis (siehe 4.1.3). Es ist problematisch innerhalb von Machtlosigkeit Widersetzung zu denken. Nichtsdestotrotz ist Machtlosigkeit insofern produktiv, da sie verdeutlicht, dass Menschen aufgrund unterschiedlicher Subjektpositionen auch unterschiedlich von Herrschaft betroffen sind und sich daraus differente Vulnerabilitäten und Dispositionen ergeben. Es ist besser,

in Bezug auf das Forschungsanliegen von Machtasymmetrien zu sprechen, um Selbstermächtigung (Handlungsmöglichkeiten) in den Wechselwirkungen von Identität, Repräsentation und Struktur zu analysieren und zu stärken.

Nach Young haben die Machtlosen nicht die Autorität, den Status und das Selbstbewusstsein, das Angehörige höherer Berufsklassen haben. Das Statusprivileg umfasst drei Elemente, deren Fehlen bei niederen Berufsklassen zur Unterdrückung führen (Young 1996, 124). Young benennt als erstes die Ausbildung, das Ausüben eines Berufes und die damit verbundene Aneignung von Sachwissen. Als zweites nennt sie den Grad der Selbstbestimmung höherer Berufsgruppen und als drittes die Respektabilität (Young 1996, 125f.) Den Begriff der *Respektabilität möchte* ich als eigenständige Form für die Analyse übernehmen. Young geht von bessergestellten und angesehenen Berufsgruppen aus, deren Privilegien sich auf ihre gesamte Art zu leben auswirkt. Diese Lebensart nennt sie Respektabilität, d.h. jemandem zuzuhören, Menschen mit Respekt zu behandeln, weil sie eine gewisse Autorität besitzen und über Fachwissen verfügen. Dazu gehört Kleidung, Sprache, Geschmack, Auftreten und Professionalität einer Gruppe. Respektabilität ist ein präziser Begriff, um Diskriminierung und ihre Rechtfertigung beschreiben zu können. Drogengebrauchende Sexarbeiterinnen ringen um Respektabilität, und diese wird ihnen verwehrt (siehe Unterkapitel 3.4). Personen sind nur insoweit respektabel und sozial geachtet, wenn ihre Handlungen auch den gesellschaftlichen Normen folgen.³⁰ Die Normen selbst sind materialisiert in den sozialen Kategorien wie Frau, Freier, MigrantIn, OrdnungshüterIn, DealerIn und „Drogenprostituierte“. Die Kategorien sind verknüpft mit Ungleichheits- oder Unterdrückungsstrukturen wie Körper, Klasse, „Rasse“ und Geschlecht. Um respektabel zu werden, müssen gesellschaftliche Normvorgaben eingehalten werden, die einem hegemonialen Diskurs entsprechen. Respektabilität ist an den Subjektstatus und an die Annahme diskursiver Positionen geknüpft. Schon „Drogenkonsumentin“ ist keine respektierte soziale Kategorie, „Drogenprostituierte“ daher noch viel weniger. In der intersektionalen Analyse von Respektabilität geht es darum, den Kampf der drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen zu erfassen, der geführt wird, um ein „Mensch von Gewicht“ zu werden. Dieser illustriert die normative und ideologische Verschränkung von Subjektpositionen innerhalb des informellen Drogen- und Sexmarktes. ‚Drogenkonsum‘ wird männlich und kriminell konnotiert. ‚Prostitution‘ wiederum wird gesellschaftlich abgewertet sowie nur reguliert und kontrolliert geduldet.

Drogengebrauchende Sexarbeiterinnen sind nicht intelligibel und in den modernen Diskursen von Rationalität, Gleichheit, Freiheit und Meritokratie, die bereits von einem Subjekt als einem Neutrum ausgehen, nicht anschlussfähig, da den Frauen die Lust am Rausch nicht zugestanden wird (siehe 3.4.2), Promiskuität noch immer ausschließlich männlich verhandelt wird und sie obendrein ihr Geld mit sexueller Dienstleistung verdienen, was der Einheit von Sexualität und Liebe im dominierenden gesellschaftlichen Modell von Sexualität widerspricht. Die in der Prostitution praktizierte Trennung von Sexualität und Liebe ist eine Minderheitenposition (Doña Carmen e.V. 2009). Nicht das, was sie real praktizieren, nämlich Drogen benutzen

30 Für den folgenden Abschnitt zu Respektabilität danke ich Paula Villa (2010) für die inspirierenden Gedanken in ihrem Artikel „Verkörperung ist immer mehr“.

und ihre Existenz durch Sexarbeit sichern, bestimmt das Bild, das sich von den Frauen gemacht wird, sondern es stehen nur die Subjektpositionen der „Kriminellen“, des „Opfers“ oder der „Risikogruppe“ zu Verfügung und als solche werden sie auch verhandelt (siehe 3.4.2/3.4.3/3.4.4/4.1.5). Die intersektionale Analyse von Respektabilität verdeutlicht, dass auch drogengebrauchende Sexarbeiterinnen sozial sichtbar werden (wollen). In meiner Untersuchung von Unterdrückung verstehe ich Respektabilität als eine Form des Kampfes um Selbstermächtigung.

Der Kampf um soziale Sichtbarkeit verweist auf eine weitere Form der Unterdrückung nach Young, den *Kulturimperialismus*. Auch diese Kategorie ist ein hilfreicher Baustein in der Intersektionalen Mehrebenenanalyse drogengebrauchender Sexarbeiterinnen. Unter Kulturimperialismus zu leiden, bedeutet nach Young: „zu erfahren, wie durch die in einer Gesellschaft herrschenden Werte die besondere Perspektive der eigenen Gruppe unsichtbar gemacht werden und wie zugleich die eigene Gruppe stereotypisiert und als das Andere gekennzeichnet wird“ (Young 1996, 127). Die Gruppe drogengebrauchende Sexarbeiterinnen befinden sich in einer ambivalenten Situation: Sie werden mit dem Stereotyp „Junkiehuren“ versehen und gleichzeitig verschwinden sie aus dem öffentlichen Diskurs (ebd. 128). Das Verschwinden aus dem hegemonialen Diskurs verweist auf die Repressionshypothese von Foucault:

„Das Eigentümliche der Repression, das, was sie von den einfachen Verboten des Strafgesetzes unterscheidet, soll demnach darin bestehen, dass sie zugleich als Verbannungsurteil und als Befehl zum Schweigen funktioniert, als Behauptung der Nicht-Existenz und – konsequenterweise – als Feststellung, dass es bei alledem überhaupt nichts zu reden, zu sehen oder zu wissen gibt.“ (Foucault 1995, 12)

Ein ganz aktuelles Beispiel dafür ist die Kürzung der kommunalen Zuschüsse für ein Sozialprojekt zur Betreuung minderjähriger Sexarbeiterinnen mit dem Argument, dass keine Prostitution von Minderjährigen im Stadtteil existiere.

Das Stereotyp „Drogenprostituierte“ reduziert die Frauen auf eine Natur, die mit ihren nicht normgerechten Körpern in Verbindung gebracht wird. Dieses Klischee durchdringt die Gesellschaft soweit, dass es nicht mehr hinterfragt wird (Young 1996, 128f). Durch die Einbettung der Kategorie Kulturimperialismus in die Intersektionale Mehrebenenanalyse kann illustriert werden, wie diese Kategorie strukturell, medial und identitär gestützt wird und an welcher Stelle auch Angriffsziele bestehen. Die Kategorie Kulturimperialismus beschreibt eine Form der Unterdrückung, indem sie die Wechselwirkung zwischen der Identitäts- und Repräsentationsebene aufnimmt und gleichzeitig die Effekte der „harten“ Strukturen von Herrschaftsverhältnissen auf der Repräsentationsebene nicht außer Acht lässt. Im Abschnitt 3.4.4 wurden diese Effekte kurz beschrieben, aber sie müssen noch genauer untersucht werden, um die Diskursmacht der AnwohnerInnen im Stadtteil zu erfassen, die eine Vertreibung von Sexarbeiterinnen durchsetzen wollen und stärkere Repressionen verlangen. Kulturimperialismus bezieht sich nicht nur auf das Herrschaftsverhältnis Rassismus und rassistische Diskurse (siehe 3.3/4.1.1/4.2.3/4.2.4), sondern auch auf die Reglementierung des Drogenkonsums und der Sexarbeit (siehe 3.4). Außerdem ist es mit dieser Kategorie möglich, nicht nur aktuelle gesellschaftliche Verhältnisse zu beschreiben, sondern auch ihre Genealogie zu analysieren. Kulturimperialismus

ist die Praxis der Macht sich selbst als normal, die anderen hingegen als das Andere zu setzen.

Gewalt ist die fünfte Form der Unterdrückung und geht oft einher mit Kulturimperialismus, beide Formen überschneiden sich (ebd. 133).

„Die Mitglieder einiger Gruppen leben mit dem Wissen, dass sie willkürliche, unprovizierte Angriffe auf ihre Person oder ihr Eigentum fürchten müssen, die kein anderes Motiv haben als ihnen Schaden zuzufügen, sie zu erniedrigen oder zu zerstören.“ (Young 1996, 130)

Drogengebrauchende Sexarbeiterinnen sind eine Gruppe, deren Mitglieder willkürlicher, vorsätzlicher und grundloser Gewalt in ihrem alltäglichen Überlebenskampf ausgesetzt sind. Ziel der Angriffe ist es, die Frauen zu erniedrigen, sie zu verjagen oder zu verletzen. Young postuliert, dass Gewalt eben nicht nur von Abweichlern und Extremisten ausgeübt wird, sondern immer auch institutionell verankert ist. Für Young ist Gewalt deshalb eine Form der Unterdrückung, da sie nicht eine moralisch falsche Handlung einzelner ist, sondern systematischen Charakter hat und eine soziale Praxis ist (ebd. 131). Unterdrückung in Form von Gewalt bestehe eben nicht nur in der direkten Peinigung, sondern im Wissen um die Verletzung, so Young. Das Wissen in Form von Zumutungen und Drohungen reicht aus, drogengebrauchende Sexarbeiterinnen zu unterdrücken und ihnen jede Form der Würde und Anerkennung zu nehmen. Youngs Gewaltbegriff als integraler Bestandteil der Intersektionalen Mehrebenenanalyse zu verwenden, veranschaulicht die differente vulnerable Subjektpositionalität drogengebrauchender Sexarbeiterinnen. Empowermentansätze müssen diese individuelle Verwobenheit ernst nehmen, um erfolgreich zu sein. Hier wird die Verknüpfung mit der *Vulnerabilität* (siehe 4.3.5) sichtbar, die ich deshalb als eigenständige Form in die Analyse eingliedere.

In diesem Abschnitt wurde illustriert, dass die fünf Formen der Unterdrückung nach Young hilfreiche Indikatoren innerhalb der Intersektionalen Mehrebenenanalyse sind, um sich dem Forschungsgegenstand zu nähern. Da es Youngs struktureller Ansatz nicht leisten kann, die Selbsttechnologien drogengebrauchender Sexarbeiterinnen auf Handlungsmöglichkeiten und Widersetzungen zu analysieren, verknüpfe ich die fünf Formen der Unterdrückung Youngs sowie die zwei zusätzlichen Formen Vulnerabilität und Respektabilität mit dem Ansatz der Intersektionalen Mehrebenenanalyse. Indem zusätzlich zur Strukturebene, die in Youngs Ansatz eine zentrale Rolle spielt, die Verwobenheit mit der Symbol- und der Identitätsebene (Intersektionale Mehrebenenanalyse) untersucht wird, ist es möglich auch Handlungserweiterungen zu explizieren, die nicht nur die Struktur von Unterdrückung erfassen. Anzumerken ist, dass jeder der sieben Formen die Kriminalisierung inhärent ist. Genauer gesagt ist der kriminalisierte Status jeder drogengebrauchenden Sexarbeiterin in meinem Sample eine Bedingung für ihre Ausbeutung, ihre Marginalisierung, ihre Vulnerabilität, für die Machtasymmetrie, die nicht gewährte Respektabilität, die Gewalt und den Kulturimperialismus, dem sie unterworfen sind. Menschen die kriminalisiert werden, sind besonders verletzlich. Deshalb kommt im Forschungsfeld der drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen Vulnerabilität eine zentrale Bedeutung zu. In welchem theoretischen Kontext die Begriffe Verletztheit, Verletzung, Verletzbarkeit, Verletzlichkeit und Vulnerabilität eingebettet werden, wird als nächstes beschrieben.

4.3.5 Vulnerabilität im Spannungsfeld von Unterwerfung und Selbstermächtigung

Grundsätzlich gehe ich davon aus, dass Frauen, die sich innerhalb der informellen Drogen- und Sexökonomie bewegen, vulnerabel sind. Diese Positionalität ist heterogen ausgeprägt, sodass die Frauen unterschiedliche Handlungsspielräume haben und sich entweder gegen Herrschaftsverhältnisse und Repräsentationen ermächtigen oder unterwerfen (siehe 3.4). Dabei ist es zwingend erforderlich, die bereits erfahrenen Verletzungen drogengebrauchender Sexarbeiterinnen in die Analyse einzuschließen, da diese Erfahrungen eine Disposition zur Vulnerabilität erzeugen können.

Vulnerabilität, Verletzbarkeit und Verletzlichkeit verwende ich synonym und beschreibe damit die Gefahr (Drohung oder Zumutung) eine Verletzung zu erleiden. Unter Verletztheit und Verletzungen verstehe ich psychische und physische Gewalterfahrungen, Erniedrigungen, Diskriminierungen und Abwertungen. Vulnerabilität verwende ich gleichbedeutend mit Verwundbarkeit, diese Begriffe umfassen das potentielle Risiko einer Verletzung. Subjekte sind diesem Risiko in unterschiedlicher Art und Weise ausgesetzt. Bruno Preisendörfer (2011) bringt das Thema der Vulnerabilität mit der Metapher „Beulen am Ich“ auf den Punkt. Er beschreibt, dass die erste soziale Demütigung ein Schock sei, die nächste mache niedergeschlagen und die dritte gleichgültig, denn wer verletzlich sei, könne sich keine Empfindlichkeiten leisten. Das Annehmen von Hilfe sei seit Beginn der Wohlfahrtspolitik im 19. Jahrhundert stets mit Kontrollen, Sanktion, Disziplinierungen und moralischer Diskreditierung verbunden. Das habe sich bis heute nicht geändert, der hegemoniale Diskurs darüber ist, dass es den „Abgehängten“ an Kraft und Kompetenz fehle und der Wille zur Selbsthilfe verkomme. Preisendörfer meint, wenn man erkannt habe, dass man zu den Verletzlichen gehöre, führe das zu einer Ur-Verletzung, ohne dass bereits eine reale Verletzung stattgefunden haben müsse. Man begreife schon vor der ersten Beule, dass man sich mit vielen abfinden müsse. Ein ungelöstes Problem erwachse zu einer Vielzahl von Folgeproblemen und man werde für den Staat und die Mitmenschen zu einem Fall und zusätzlich auch noch für sich selbst ein Problem. Dieses selbstreferenzielle System ist ein Teufelskreis, der in verschärfter Form auf drogengebrauchende Sexarbeiterinnen zutrifft. Die „geringsten“ Verletzungen, die sie erfahren, sind die verbalen Entgleisungen ihrer Mitmenschen. Butler analysiert mittels des Begriffes *hate speech* die Verletzungen durch Sprache (Butler 2006). *Hate speech* ist eine Form des Sprechens, das gleichzeitig Handlung ist (Butler 2006, 152). In der Auseinandersetzung darüber, wie verletzend *hate speech* wirkt, welche Dimension es hat und ob es mit körperlichen Verletzungen vergleichbar ist, schreibt Butler, es sei notwendig,

„[...] daß wir erkennen, wie bestimmte Wörter tatsächlich wirken, wenn sie mit der Absicht gebraucht werden, eine andere Person zu erniedrigen oder sie aus nationalen, ethnischen oder religiösen Gemeinschaften, der sie angehören, auszugrenzen.“ (ebd. 258)

Die Verletzung liege nicht in den Wörtern selbst, sondern in der wiederholten Anrede, die den Anderen erniedrigt, ausschließt oder entwertet (ebd. 258ff). Auf eine solche Weise angesprochen zu werden, bedeute den Kontext zu verlieren, man wisse nicht mehr, wo man sei (ebd. 13). Butler schreibt, man könne durch ein verletzendes

Sprechen auf seinen Platz verwiesen werden, der möglicherweise gar keiner sei (ebd.). Laut Butler kann Verwundbarkeit nicht einfach weggewünscht werden, ebenso wenig könne ihr durch ein Verbot bestimmter Wörter Einhalt geboten werden. Gerade durch das Verbot dieser Wörter werde die Verletzung als unabänderlich, als eingefroren im Sinne einer geschichtlichen Szene und als unaussprechlich in Erinnerung bleiben (ebd. 261). Butler plädiert vielmehr dafür, stattdessen die Macht der Benennung zurückzuerobern und die Deutungshoheit über Begriffe wieder zu übernehmen. Um zu den Wurzeln des *hate speech* zu gelangen, müsse darüber und dagegen gesprochen werden. Es müssen Wege des Wieder-Sprechens gesucht werden, die der Rede ihre verletzende Wirkung entziehen (ebd.). „Wir sollten schließlich gründlich überdenken, wie wir eine Welt erschaffen können, in der unsere sprachliche Verwundbarkeit ausreichend geschützt ist“ (ebd.). Der Ansatz von Butler ist deshalb produktiv, da er nicht die handlungsunfähige Opferperspektive fokussiert, sondern die Möglichkeit der Widersetzung enthält:

„Wenn man die Kraft des Sprechakts gegen die Kraft der Verletzung setzt, enthält das eine politische Möglichkeit, nämlich daß man sich diese Kraft fehlaneignet und sie dazu aus ihren früheren Kontexten herauslöst.“ (ebd. 70)

Durch eine verletzende Anrufung werde einem ein soziales Dasein zugewiesen, und da man auf existentielle Weise mit seinem Dasein verhaftet ist, begrüße man schließlich die verletzenden Bedingungen, da sie sozial konstituieren (ebd. 2001, 99). Die Übernahme von verletzenden Bedingungen durch „Selbstkolonisierung bestimmter Formen der Identitätspolitik“, biete auch die Möglichkeit sich ihnen zu widersetzen (ebd.100). In ihrer Essaysammlung *Gefährdetes Leben* reagiert Butler auf das Gefühl der zunehmenden Verwundbarkeit und die gesteigerte Aggression, die mit dem Ereignis des 11. September 2001 einhergingen, und setzt sich noch einmal mit dem Thema der Verwundbarkeit und Verletzung auseinander (Butler 2005, 7). Butlers Aufhänger ist der verstärkte nationalistische Diskurs in den Vereinigten Staaten. Gewalt sei, so Butler, eine Berührung der schlimmsten Art, mit ihr wird eine primäre Verletzbarkeit des Menschen durch andere Menschen in erschreckender Weise sichtbar. Gewalt sei ein Vorgang, der einen Menschen dem Willen eines Anderen ausliefert, ohne dass er etwas dagegen tun kann. Sie sei ein Vorgang, in dem selbst das Leben durch eine vorsätzliche Handlung eines Anderen ausgelöscht werden kann (ebd. 45). Butler geht davon aus, dass alle Menschen mit dieser Gefahr der Verletzbarkeit leben, dass diese Verwundbarkeit jedoch unter bestimmten sozialen und politischen Voraussetzungen erheblich gesteigert wird, „wenn Gewalt eine Lebensweise ist und die Mittel zur Sicherung der Selbstverteidigung begrenzt sind“ (ebd. 46). Wenn diese Verletzbarkeit berücksichtigt würde, könnten einerseits Forderungen nach nicht-militärischen politischen Lösungen geäußert werden, aber andererseits auch durch das Verleugnen mit Hilfe von Herrschaftsphantasien die Instrumente des Krieges befeuert werden (ebd. 46). Butler bezieht sich hier zwar explizit auf kriegerische Handlungen, jedoch umfasst ihr Nachdenken generell die Entmenschlichung von Leben, die nicht bemerkenswert sind (ebd. 52). Sie schreibt, dass nicht einfach ein Diskurs der Entmenschlichung existiert, sondern dass dem Diskurs die gleichen Grenzen gesetzt sind, die auch die menschliche Intelligibilität festlegen (ebd.). Butler postuliert, dass durch die Negierung der eigenen Verwundbarkeit eine wichtige Ressource be-

seitig wird, die wir brauchen, um uns zu orientieren (Butler 2005, 47). Indem wir die eigene Verwundbarkeit zulassen, könne eine Identifikation mit dem Leiden entwickelt und in die aktive Wahrnehmung der Verletzbarkeit von Anderen umgesetzt werden.

„Vielleicht würden wir dann die Bedingungen, unter denen bestimmte Menschenleben verletzbarer sind als andere und demzufolge auch betrauernswerter, kritischer beurteilen und ablehnen.“ (ebd.)

Butler argumentiert, dass wenn diejenigen, die Gewalt selbst erfahren haben und diese Verletzung betrauern würden, die Möglichkeit bestehe Andere vor dieser Gewalt schützen zu können. Die Trauer selbst zu einer Ressource zu machen, könne als der langsame Prozess verstanden werden, „durch den wir einen Punkt der Identifikation mit dem Leid selbst entwickeln“ (ebd.). Die eigene Gewalterfahrung ist meiner Meinung nach keine zwingende Voraussetzung, um eine gesellschaftliche Sensibilisierung und Aufklärung über die Verletzung und Vulnerabilität Anderer zu erreichen. Würden sich alle Beteiligten die darin verankerte Verantwortung bewusst machen, könnte ebenso ein langsamer Prozess des Umdenkens in Gang gesetzt werden. Butlers Betrachtungen enthalten wertvolle Ansatzpunkte, um die Vulnerabilität und die Verletzungen drogengebrauchender Sexarbeiterinnen besser einordnen zu können.

Ebenso bietet das Konzept der Vulnerabilität von María do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan (2004) viele wichtige Anknüpfungspunkte. Die Autorinnen analysieren Diskriminierungen als komplexe Dynamiken und beschreiben sie als verwobene Machtfelder (Castro Varela/Dhawan 2004, 218f). Durch diese Herangehensweise ist es möglich, subjektive Machtverstrickung und die Widersetzungen zu analysieren, ohne dem Opferdiskurs zu verfallen. Verletzlichkeiten würden im Konzept der Vulnerabilität hinsichtlich Form und Ausmaß in unterschiedlichen dynamischen Felder visualisiert (ebd. 219). Die Wissenschaftlerinnen verbinden damit die Möglichkeit, Menschen in marginalisierten Positionen „zum Sprechen“³¹ zu bringen, ohne dass ihre Komplexität und Kontingenz auf der Strecke bleibt (ebd. 220). Der Fokus richtet sich dabei auf zwei Ebenen, zum einen auf die Risiken, die ein Subjekt verletzlich machen und zum anderen auf die Ressourcen, die es mobilisieren kann, um sich vor den Risiken zu schützen und den Verhältnissen zu widerstehen (ebd.).

„Verschiedene Verletzlichkeitskombinationen können als Vulnerabilitätspositionen dargestellt werden. [...] Verletzlichkeitspositionen produzieren Subjekte. Sie verfolgen die Subjekte nicht, sondern stellen sie kontextabhängig her.“ (ebd.)

Insbesondere im Hinblick auf die Widersetzungen und Handlungsfähigkeit ist das Konzept der Vulnerabilität sinnvoll, da es weder Subjekte viktimisiert noch Herrschaftsverhältnisse unterschlägt, sondern diese in Anlehnung an Foucaults Machtbe-

31 Diese euphemistische Sicht würde ich so nicht teilen, da es marginalisierte Gruppen gibt, die sicher sprechen aber trotzdem nicht gehört werden, der Analysebegriff allein reicht nicht aus, sondern hier wird immer auch das Problem des Zugangs tangiert, der für Wissenschaftlerinnen ohnehin schwierig ist (siehe dazu 4.3.2.1 Spivak zur Subalternen).

griff als relational und Herrschaft als geronnene Macht betrachtet. Castro Varela und Dhawan sehen in der sozialen Vulnerabilität eine Form von Risiko, welches aus dem sozialen Alltagsleben erwachse (ebd.):

„Je mehr Risiken ein Individuum exponiert ist, desto höher die Wahrscheinlichkeit, dass es alltäglichen und institutionellen Diskriminierungs-, Stigmatisierungserfahrungen und *Othering*-prozessen ausgesetzt ist“ (ebd.).

Verletzlichkeit komme in Alltäglichkeiten und an allen Orten zum Tragen. Sie erzeugt nicht nur eine andere Perspektive auf die Welt, sondern führt auch zu anderen Formen des Sprechens und Schweigens. Deren Wahrnehmung sei ebenso ein Effekt von Vulnerabilität wie die Praxis selbst (ebd. 221). Die Wissenschaftlerinnen denken ihr Konzept im Zusammenhang mit der Normalisierungsmacht, die nicht nur zur Homogenität zwingt, sondern auch individualisiert (ebd. 222), indem sie Differenzen essentialisiert und Hierarchien damit legitimiert. Politischen Forderungen müssten möglichst präzise Analysen über Ungerechtigkeiten und Unfreiheit zugrunde gelegt werden. Sie müssten auch Widerstandspotentiale aufzeigen und verdeutlichen, dass Widersetzungen erneut zu Unfreiheit führen können. Mit Hilfe der Intersektionalen Mehrebenenanalyse kann dieser Anspruch umgesetzt werden.

Castro Varela und Dhawan fordern über die nicht opferorientierte Verletzlichkeitsanalyse hinaus dazu auf, einer Ethik zu folgen, die das eigene Handeln daran misst, welche Konsequenzen dieses für die vulnerabel positionierten Subjekte bringt. Sie nennen das Selbst, das bereit ist in den Fokus der Kritik zu geraten (ebd. 224) und fähig ist Visionen und Bündnisse einzugehen (ebd. 225), das *parrhesiastische*³² Selbst. Diese Fähigkeiten könnten nur durch Selbstkritik und eine ethisch-experimentelle politische Haltung erreicht werden. Die Forderungen der Autorinnen sind vergleichbar mit Foucaults Ethik des Selbst.

32 Castro Varela/Dhawan (2003) beziehen sich hier auf *Parrhesia*, die Kunst der riskanten Widerrede. Die Wissenschaftlerinnen setzen sich in ihrem Aufsatz differenziert mit dem Begriff auseinander und arbeiten seinen politik-kritischen Wert für ein verantwortliches Handeln heraus. Foucault hat in seinen Vorlesungen zur Hermeneutik des Subjekts die *Parrhesia* ausführlich analysiert, insbesondere in den Vorlesungen des 10./17. März 1982 (Foucault 2004, 453-531). Sie bedeutet vereinfacht, die Freimütigkeit, die Offenheit des Herzens und der Gedanken (ebd. 216). Weiter umfasst der Begriff die Offenheit der Rede, die Redefreiheit und den freien Gebrauch des Wortes, um alles zu sagen, was notwendig, nützlich und wahr ist (ebd. 447). Es geht nicht darum *alles* sagen zu können, sondern *Parrhesia* ist eng verknüpft mit *ethos*, also einer sittlichen Haltung, und der *techne*, dem technischen Verfahren (ebd. 454 ff). Ziel der *parrhesia* sei es, dafür zu sorgen, dass derjenige, an den man seine Rede richtet, in die Lage versetzt wird, ohne diese Rede auszukommen (ebd. 462 ff). Die *parrhesia* stelle „die notwendige Seelenausrüstung, die *para-skeue*, dar, die den Individuen erlaubt, sich allen Widerfahrnissen im Laufe ihres Lebens zu stellen oder bereit zu sein, sich ihnen zu stellen“ (ebd. 505 ff).

4.3.6 Zusammenfassung

In dem Unterkapitel wurden verschiedenen poststrukturalistische und postkoloniale Theorieansätze beschrieben, um ihre Relevanz für diese Arbeit aufzuzeigen und zu verdeutlichen, warum diese Ansätze der Analyse von Widersetzung und Handlungsfähigkeit zugrunde liegen und wie sie mit den Forschungsfragen dieser Arbeit und der Intersektionalen Mehrebenenanalyse verknüpft werden können. Zum einen sollen mittels der dekonstruktivistischen Herangehensweise die Singularitäten im Forschungsfeld erfasst werden, um der Heterogenität drogengebrauchender Sexarbeiterinnen gerecht zu werden. Das bedingt auch die Konstruktion der Kategorie „Beschaffungsprostitution“ mit Hilfe der theoretischen Zugänge nachzuweisen. Zum anderen bietet der theoretische Rahmen die Möglichkeit, die Herrschaftsverhältnisse und Gewaltverhältnisse im Feld mitzudenken und zu analysieren.

Butlers kritisches Potential der Dekonstruktion stellt für mich ein Handwerkszeug dar, um die Selbstermächtigung und Unterwerfung besser zu verstehen und dem Dilemma einer binären Opfer- und Täterinnensicht zu entkommen. Ihre Theorie ist für mich ein geeignetes Analyseinstrumentarium, um die Wirkmächtigkeit von Diskursen, Normen und Ideologien sowie deren gewaltsame Einschreibung in die Körper nachzuzeichnen. Außerdem bietet sie die Möglichkeit Subjektkonstruktion als einen nicht deterministischen Mechanismus zu verstehen, der die Möglichkeit eröffnet, Handlungsfähigkeit abstrakt zu denken.

Von Spivaks Theorie nehme ich vor allem mit, dass es nicht darum geht, die eigene Dominanzkultur „wohlwollend“ für Subalterne zu nutzen, sondern die Verantwortung mit ihnen zusammen zu übernehmen. In diese Gemeinsamkeit sollten nicht nur die eigenen Verflechtungen in die Herrschaftsstrukturen, sondern auch die eigenen Privilegien eingebracht werden. Obwohl dies ein hoher Anspruch ist, der wahrscheinlich nie vollständig eingelöst werden kann, bildet er jedoch den Imperativ für meine Schlussfolgerungen hinsichtlich der Sozialen Arbeit. Spivaks konsequenter Dekonstruktivismus und ihre Argumentation für einen strategischen Essentialismus bieten mir die Option, Identität im nicht ontologischen Sinne zu verstehen und sie auch so zu analysieren.

Wenn ich das Cyborg-Konzept von Haraway zu Grunde lege, verstehe ich den Körper als unvollkommen, verletzlich und durchlässig. Ich habe damit einen Ausgangspunkt, um die Attribute „süchtig“, „krank“ und „abhängig“ zu dekonstruieren. Damit ist die Voraussetzung geschaffen der binären Logik zu entkommen, die auf der Gegenseite immer das reine Wesen inauguriert, das abstinent und gesund lebt sowie frei agiert. Ihr Ansatz zum Immunsystem ist ein Plädoyer für die Differenz und somit hilfreich für die Akzeptanz des Anderen. Ihre Metapher für die Gemeinschaft ist für mich eine Vision, Gesellschaft anders zu denken. Gleichmaßen schätze ich ihre Kritik am weißen westlichen Feminismus und ihre Abkehr von einer postmodernen Indifferenz. Haraways Konzepte fließen in meine Analyse bodyistischer Herrschaftsverhältnisse ein.

Youngs Gruppenkonzeption ist ein unterstützendes Werkzeug, um die drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen als Gruppe deuten zu können und die damit verknüpften Unterdrückungsmechanismen herauszuarbeiten. Wenn man ihr Verständnis der Unterdrückungsformen im gesamten Analyseprozess mitführt, wird der Gefahr vorgebeugt, die extremen Gewalt- und Herrschaftsverhältnisse im Forschungsfeld zu

relativieren. Diesem Ansatz versuche ich gerecht zu werden, indem ich Vulnerabilität theoretisch verorte und somit über eine Folie verfüge, die die erfahrenen Verletzungen und die Disposition zu einer höheren Verletzungsgefahr drogengebrauchender Sexarbeiterinnen aufnimmt.

Im folgenden Abschnitt werde ich auf Basis von anschlussfähigen Theoriefragmenten der Frage nachgehen, ob „Beschaffungsprostituierte“ überhaupt „einer Arbeit nachgehen“.

4.4 THEORETISCHE BETRACHTUNGEN ZU EINEM ARBEITSBEGRIFF FÜR DIE SEXUELLE DIENSTLEISTUNG VON DROGENGEBRAUCHERINNEN

Prostitution wird gesamtgesellschaftlich nach wie vor selten als Arbeit angesehen und wenn dann nur als „schlechte Arbeit“. Somit ist es sehr schwierig, den Begriff Prostitution als neutrale Bezeichnung für eine Form von Arbeit zu benutzen. Aus diesem Grund habe ich mich entschieden von Sexarbeit zu sprechen, da diese Bezeichnung den Arbeitsbegriff impliziert. Pointiert ausgedrückt soll die Frage „Ist das eine Arbeiterin?“ unter Abbildung 1 beantwortet werden.

Die Zeichnung von Heinrich Hoerle illustriert genau das Bild, welches von „Beschaffungsprostituierten“ im hegemonialen Diskurs verhandelt wird: kranke, ausgemergelte Körper, die keinesfalls eine Arbeiterin verkörpern. Da ich dezidiert anderer Auffassung bin, werde ich Theorien heranziehen, die es ermöglichen Sexarbeit von Drogengebraucherinnen zu beschreiben und zu analysieren. Als Analyseaufgabe formuliert Pieper

„[...] herauszuarbeiten, wie die Bewältigung des Lebens und die alltägliche Versorgung innerhalb unterschiedlicher Lebensformen bewerkstelligt wird und wie in diesem Kontext Prozesse der Subjektivierung im Zeichen der unterschiedlichen Herrschaftslogiken einer vergeschlechterten, heteronormativen, ethnifizierenden und rassifizierenden Form der Arbeitsteilung operieren.“ (Pieper 2007a, 229)

Abbildung 1: Ist das eine Arbeiterin?



Quelle. Heinrich Hoerle, „Dirne“ um 1925

In diesem Zitat formuliert sie die Forderung nach einer intersektionalen Analyse und verweist im Anschluss auf den Begriff der sexuellen Arbeit von Pauline Boudry, Briggitta Kuster und Renate Lorenz (Boudry/Kuster/Lorenz 1999, 6–35). Ich werde die Aspekte der Theorie, welche die notwendigen Anschlüsse zur Sexarbeit herstellen, sowie den Begriff Aufwand näher betrachten. Aus dem Ideologiebegriff von Althusser greife ich nur den für meine Arbeit notwendigen Aspekt der Interpellation

auf. Am Ende dieses Abschnitts werden die Reproduktionsarbeit und die Prekarisierung auf das Forschungsfeld drogengebrauchender Sexarbeiterinnen angewendet. Zunächst geht es erst einmal nur darum zu zeigen, wie die beiden Begriffe für die Auswertung produktiv verwendet werden können.

4.4.1 Sexuelle Arbeit und Aufwand

Kuster und Lorenz stellen in ihrem Buch „sexuell arbeiten. eine queere perspektive auf arbeit und prekäres leben“ die Frage nach der Macht im Feld der Arbeit. Weiter fragen sie, welches die Prozessbestandteile sind, die die „gute Arbeit“ charakterisieren und den Anreiz bieten, in diesem Sinne „gut zu arbeiten“. Sie versuchen zu klären, wie Anerkennung und Drohung neben den repressiv arbeitenden Institutionen und der Notwendigkeit Geld zu verdienen, wirken (Kuster/Lorenz 2007, 14).

Für Kuster und Lorenz ist sexuelle Arbeit doppelt produktiv, sie produziere eine verkörperte, vergeschlechtlichte und sexuelle Subjektivität und sie stelle zugleich Produkte her (ebd.). Ihnen ist es wichtig, den performativen Prozess selbst zu betrachten und die Frage zu klären, wie Sexualität und Geschlecht in diesem Prozess arbeiten. Nach den Beobachtungen von Kuster und Lorenz leistet sexuelle Arbeit ganz unterschiedliches, je nachdem in welcher Form und unter welchen Arbeitsbedingungen sie erbracht wird. Deshalb haben sie ihre Aufmerksamkeit auf den Begriff Aufwand fokussiert, um umschreiben zu können, was wie in der sexuellen Arbeit geleistet wird. Unter Aufwand verstehen sie einerseits eine anstrengende, widersprüchliche und bedrohliche Praxis, andererseits aber auch eine vielversprechende, individuell unmöglich zu lösende Praxis (ebd. 15). Kuster und Lorenz sehen den Aufwand als Teil der Arbeitsbedingungen, aber auch als Teil informeller, unbewusster Praxen und Phantasien, die ebenso wirkmächtig sind. Der Aufwand habe nicht nur subjektivierende Effekte und sei Bestandteil der Unterwerfung, sondern er regiere auch die Anderen und übe Macht aus (ebd. 19f). Der Begriff Aufwand ermöglicht es mir, drogengebrauchende Sexarbeiterinnen nicht nur als Opfer im Dienstleistungsprozess zu sehen, sondern auch ihre Handlungsfähigkeit mit in den Fokus zu nehmen und gleichzeitig die Zumutungen und Drohungen, die sie aufgrund der Arbeitsbedingungen aushalten müssen, analysieren zu können.

Die sexuelle Arbeit der Subjekte sei produktiv, so Kuster und Lorenz, und Teil der kapitalistischen Verwertungslogik, obwohl sie nicht entlohnt wird (ebd. 54). Den Fokus allein auf die Verwertung zu legen, greife zu kurz, denn sexuelle Arbeit sei eine Machttechnologie, mittels derer gesellschaftliche Regeln subjektiviert würden. Indem die Individuen Fertigkeiten und Fähigkeiten erlernen und praktizieren, würden sie als Subjekte angerufen, die sich den zwanghaften Kategorien unterwerfen bzw. zur Umarbeitung aufgefordert seien (ebd.). Die AutorInnen grenzen das Konzept der sexuellen Arbeit von der Theoriebildung bezüglich patriarchaler, geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung ab. Mit dem Konzept der sexuellen Arbeit schlagen sie einen neuen Ansatz vor (Boudry/Kuster/Lorenz 1999, 14). Sie kritisieren das Konzept zum Patriarchat, weil dieses die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung einseitig als gesellschaftliches Zwangsverhältnisse konzeptualisiere. Mit der Kategorie Heterosexualität sei es möglich, die Doppelbewegung von Unterwerfung und Ermächtigung zu fassen: also die Zwänge und Wünsche der Individuen. Dieses Subjektverständnis entspricht dem von Althusser (1977). Die Möglichkeit in der Szene der Anrufung intelligibel zu

werden und Anerkennung zu erlangen, sei mit einem Aufwand verbunden, der unterschiedlich groß sei und abhängig davon, wo die Subjekte mittels Anrufung platziert werden. Der Name „Arbeit“ sei daher zugleich ein strategischer Einsatz. Er solle sexuelle Arbeit als Arbeit, als Anforderung sowie als gesellschaftliche Technologie der Unterwerfung der Individuen kennzeichnen und damit ein neues Politikfeld eröffnen (Kuster/Lorenz 2007, 54). Ich habe die strategischen Setzungen der Autorinnen aufgegriffen und auch die sexuelle Dienstleistung von Drogengebraucherinnen als Arbeit definiert. Die Kennzeichnung der Arbeit als „sexuell“ ist nach Kuster und Lorenz ebenfalls eine strategische Setzung: Die Technologien des Selbst erfordern ein Subjekt, das auf sich selbst als sexuelles Subjekt referiert (ebd.). Sexuelle Arbeit weise darauf hin, dass das Erlernen von Fertigkeiten und Fähigkeiten immer bedeutet, sich als vergeschlechtliches, verkörpertes und auch sexuelles Wesen zu subjektivieren (ebd. 55). Auch diese Strategie ist für meinen Analyseansatz relevant, denn es ist davon auszugehen, dass drogengebrauchende Sexarbeiterinnen sich mittels erlernter Fertigkeiten und Fähigkeiten subjektivieren und als Subjekte konstruieren.

Sexarbeit ist eine tabuisierte, oft schlecht bezahlte Tätigkeit. Entgegen der allgemeinen Auffassung sind Fähigkeiten und Fertigkeiten notwendig, um innerhalb dieser Ökonomie überleben zu können. Wenn ich von drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen schreibe, so bezieht sich das immer auf einen informellen Markt. Das hat zur Konsequenz, dass innerhalb dieser illegalisierten Szene vielfältige Fähigkeiten und Fertigkeiten erforderlich sind, um überleben zu können. Deshalb bin ich der Meinung, dass mit dem Konzept der sexuellen Arbeit und des Aufwandes das Feld Sexarbeit und Drogenkonsum in erweiterter Form als Arbeit analysiert werden kann. In der Sexarbeit werden explizit Fähigkeiten und Fertigkeiten vorausgesetzt, die nicht unmittelbar zur eigentlichen Dienstleistung gehören. Ein Beispiel dafür ist das sogenannte „Kobern“. Dabei wird erwartet, dass die Frauen in einer bestimmten Art und Weise auftreten und trotzdem die Regeln des „guten Anstandes“ (Althusser 1977) wahren. Das heißt, sie dürfen potentielle Kunden nicht zu aggressiv ansprechen und müssen höflich sein. Der Aufwand, den drogengebrauchende Sexarbeiterinnen dabei leisten müssen, ist ungleich größer als bei legal tätigen Sexarbeiterinnen, denn sie arbeiten in einem Sperrgebiet und benötigen daher bestimmte Fähig- und Fertigkeiten, um erfolgreich eine Arbeitsleistung in einem für sie verbotenen Raum anzubieten. Drogengebraucherinnen entsprechen nicht dem Bild von normativer Weiblichkeit (siehe 3.4.2), und es werden ihnen von der Gesellschaft entsprechende Anpassungsleistungen abverlangt. Widersetzen sich die Frauen solchen Normativen, werden sie abgestraft (siehe 3.4.4). Gleichzeitig ist ihre Arbeit stärker prekariert als auf dem legalen Sexmarkt, da ihre Handlungsspielräume eingeschränkter und deshalb die Abhängigkeiten ungleich stärker sind (siehe 3.4).

Kuster und Lorenz sehen sexuelle Arbeit als ein individuelles und kollektives Mittel der Umarbeitung gesellschaftlicher Regeln und vorgegebener Formen der Subjektivierung. Von Umarbeitung könne gesprochen werden, wenn in Teilbereichen der Gesellschaft, wie einer sexuellen Subkultur, mittels konfliktreicher Auseinandersetzungen Handlungsmöglichkeiten und Subjektivierungsweisen hervorgebracht werden, die nicht den Anforderungen der Zweigeschlechtlichkeit, Heterosexualität und „guten“ Sitten folgen (ebd. 21).

Ein wichtiges politisches Anliegen von Kuster und Lorenz ist es, Sexualität aus dem Privaten herauszulösen und ihre Wirkungen als eine Kategorie der Macht im

Feld der Arbeit zu verstehen (Kuster/Lorenz 2007, 25). Auch zu diesem Gedanken lässt sich sofort eine Verbindung zu der Forderung von Sexarbeiterinnen herstellen, die Einheit von Sexualität und Liebe als das dominierende Modell des gesellschaftlichen Umgangs mit Sexualität aufzuheben und die in der Prostitution praktizierte Trennung von Sexualität und Liebe als *common sense* zu etablieren (siehe 3.5.3/6.2.7).

Kuster und Lorenz möchten den von Foucault aufgezeigten Zusammenhang von Sexualität und Macht nutzen, um auch im Feld von Arbeit historische Motive für die Analyse der Macht zu nutzen. Das Konzept der sexuellen Arbeit ermögliche es, die komplexe Verschränkungen von Sexualität, Begehren und Arbeit und die aus ihnen entstehenden Machtbeziehungen herauszuarbeiten. Kuster und Lorenz analysieren die historischen Tagebuchaufzeichnungen einer Haushälterin und folgen dabei konsequent dem Material in seiner Widersprüchlichkeit, um zu verstehen, wie sexuelle Arbeit in einer komplexen „sexuellen Szene der Anrufung“ ein Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft herstellt und dabei sowohl subjektivierend als auch produktiv ist (Kuster/Lorenz 2007, 25-151). Den Anschluss dieser Ausarbeitung stelle ich wie folgt her: Das Arbeitsumfeld einer drogengebrauchenden Sexarbeiterin ist dadurch gekennzeichnet, dass sich Arbeitszeit und private Zeit sowie Arbeitsraum und privater Raum nahezu vollständig ineinander verschränken. Viele Frauen leben und arbeiten auf der Szene. Sie sind mit Freiern befreundet, verbringen mit ihnen ihre Freizeit und konsumieren mit ihnen gemeinsam Drogen. Wenn noch eine eigene Wohnung existiert, dient diese häufig auch als Arbeitsplatz (siehe 3.4/3.4.1). Diese Verschmelzung von Sexualität, Begehren und Arbeit generiert Machtbeziehungen innerhalb der informellen Drogen- und Sexökonomie, die analysiert werden müssen, und die sexuelle Arbeit sowie der damit zu leistende Aufwand sind für mich hilfreiche Konzepte diesem Anliegen gerecht zu werden.

Um die Produktivität des Arbeitens zu verdeutlichen, ist es notwendig, die Fähig- und Fertigkeiten der Subjekte genauer herauszuarbeiten. An anderer Stelle habe ich bereits angeführt, dass es innerhalb der Drogenszene spezifischer, praktischer Kenntnisse bedarf, um das individuelle Überleben zu sichern. Diese sind wichtige Begriffe, um die Handlungsfähigkeit der drogengebrauchenden Frauen zu explorieren. Kuster und Lorenz wenden die Überlegungen Althusser's zur Industriearbeit auf die Verhältnisse der Hausarbeit an und nähern sich so dem Konzept von Fähig- und Fertigkeiten (Althusser 1977). Althusser's Ideologiebegriff ist hilfreich, um die Fähig- und Fertigkeiten drogengebrauchender Sexarbeiterinnen in ein Konzept von Arbeit zu integrieren. Seine Anrufungsszene ist eine hilfreiche Metapher, um auf der Repräsentationsebene des Intersektionalen Mehrebenenansatzes zu agieren.

4.4.2 Die Anrufung

Althusser stellt einen Zusammenhang zwischen der Arbeit, den Fähigkeiten und Fertigkeiten, die in der Produktion gebraucht werden, sowie der Subjektivität der Arbeitskraft her. Er argumentiert, dass der Arbeitslohn nicht ausreicht, um die Arbeitskraft zu reproduzieren, also die Arbeitenden mit Essen, Kleidung und Unterkunft zu versorgen, sondern die Arbeitskraft muss auch kompetent sein, sie muss Fähigkeiten erlernen.

„Dennoch genügt es nicht, der Arbeitskraft die materiellen Bedingungen ihrer Reproduktion zu geben, um sie als Arbeitskraft zu reproduzieren. Wir haben gesagt, daß die zur Verfügung stehende Arbeitskraft ‚kompetent‘ sein muß, d. h. fähig, im komplexen System des Produktionsprozesses eingesetzt zu werden.“ (Althusser 1977, 111)

Im Französischen verwendet er die Vokabel *savoir-faire* – „etwas tun können/das wissen wie“ (siehe auch Butler 2001, 111), die auch die „Regeln‘ des guten Anstands, [...] die Regeln der Moral, des staatsbürgerlichen und beruflichen Bewusstseins, was klarer ausgedrückt heißt: Regeln der Einhaltung der gesellschaftlich-technischen Arbeitsteilung und letztlich Regeln der durch die Klassenherrschaft etablierten Ordnung“ (Althusser 1977, 112) umfassen. Die Reproduktion der Arbeitskraft erfordere nicht nur eine Reproduktion ihrer Qualifikation, sondern auch eine Reproduktion ihrer Unterwerfung unter die Regeln der etablierten Ordnung,

„d. h. für die Arbeiter die Reproduktion ihrer Unterwerfung unter die herrschende Ideologie und für die Träger der Ausbeutung und Unterdrückung eine Reproduktion der Fähigkeit, gut mit der herrschenden Ideologie umzugehen, um auch „durch das Wort« die Herrschaft der herrschenden Klasse zu sichern.“ (ebd. 112)

Die Individuen lernen Fähigkeiten in einer Form, die eine Unterwerfung unter die herrschende Ideologie oder die Beherrschung ihrer Praxis sichert (ebd.). Althusser führt an dieser Stelle den Begriff der „Ideologie“ ein, er nennt es die Wirksamkeit einer neuen Realität (ebd.). Er entwirft damit eine Theorie der Ideologie und weist ihr eine materielle Existenz zu (ebd. 136ff). Die Ideologie erzeuge die Praxen einer Gesellschaft, und alle Mitglieder seien an dieser Aufrechterhaltung mehr oder weniger beteiligt (ebd. 140). Hier finden sich die Parallelen zu Foucaults Machttheorie. Isolde Charim sieht Althussters Konzeption in Anlehnung an Foucault „als ‚Produktivität der Staatsapparate‘; ein Begriff, der der Komplexität und Ambivalenz der Machtstruktur Rechnung trägt“ (Charim 2002, 63). Sie stellt die These auf, dass Althusser eine „sehr ausgeprägte [...] Machttheorie vorgelegt hat – insofern er die Produktivität als eine Form von Macht konzipiert, entsprechend er die Freiwilligkeit als eine Form der Unterwerfung konzipiert, ist seine Machttheorie eine Ideologietheorie“ und umgekehrt (Charim 2002, 65).

Althusser entwirft auf der Basis seiner Vorstellungen von „Ideologie“ ein Modell des Staates, in dem der einheitliche Staatsapparat durch einen vielfältig gegliederten, beweglichen ersetzt wird, in dem neben dem „Repressiven“ wie Militär, Rechtssystem und Polizei auch das „Ideologische“ (ebd. 119f) wie Schule, Kirche oder Familie auftreten (ebd. 115ff). Diese Institutionen organisieren die Reproduktion der Ideologie. Nach Charim versehen die ideologischen Staatsapparate die Individuen mit der Fertigkeit des Umgehen-Könnens (Charim 2002, 63). Keine herrschende Klasse könne ihre Macht auf Dauer durch den repressiven Staatsapparat (RSA) sichern, sie müsse sich auch Plätze in dem ideologischer Staatsapparat (ISA) sichern und sich hier etablieren. Nicht nur, weil auch die ehemals herrschende Klasse noch lange eine starke Position innehatte, sondern auch weil die ausgebeutete Klasse immer Mittel und Wege des Widerstands finde, indem sie die existierenden Widersprüche nutzt und sich Kampfpositionen erobert (Althusser 1977, 122). Laut Althusser ist es die Funktion von Ideologie, die Individuen als Subjekte zu konstituieren (ebd. 140). Das bedeutet

zum einen, dass die Individuen zu Subjekten werden, die in ihrer Einmaligkeit, als wieder erkennbare Subjekte „evident“ sind (ebd. 141), aber sich zum anderen jederzeit unterwerfen. Die Technologie der Unterwerfung nennt Althusser Interpellation. Die Struktur jeder Ideologie, durch die die Individuen im Namen eines absoluten und einzigen „SUBJEKTS“ als Subjekte angerufen werden, ist in doppelter Weise gespiegelt. Diese doppelte Spiegelstruktur ist einerseits ein konstitutives Merkmal der Ideologie und andererseits auch ein Garant für ihre Funktion (ebd. 147). Dies gelingt ihr durch die Anrufung der Individuen als Subjekte bei gleichzeitiger Unterwerfung unter das „SUBJEKT“, wobei es zu einer wechselseitigen Wiedererkennung zwischen den Subjekten und dem „SUBJEKT“ sowie der Subjekte untereinander kommt. Die Wiedererkennung des Subjekts durch sich selbst und die absolute Garantie, dass alles in Ordnung ist und dass alles gut gehen wird, solange die Subjekte nur wieder erkennen, was sie sind, und sich dementsprechend verhalten, gewährleisten die Funktion der Ideologie (ebd. 148).

Althusser kommt zu dem Ergebnis, dass alle Subjekte durch die Gefangenschaft in diesem System von ganz allein funktionieren, mit Ausnahme der *schlechten Subjekte*, die gelegentlich das Eingreifen des RSA herausfordern. Das Individuum wird als freies Subjekt angerufen, damit es sich freiwillig den Anordnungen des „SUBJEKTS“ unterwirft, damit es also freiwillig seine Unterwerfung akzeptiert und folglich ganz von allein die Gesten und Handlungen seiner Unterwerfung vollzieht. Somit gibt es die Subjekte nur durch und für ihre Unterwerfung (Althusser 1977, 148).

Drogengebrauchende Sexarbeiterinnen müssen funktionieren, obwohl sie nach Althusser *schlechte Subjekte* sind. Sie müssen möglichst unauffällig, klandestin und individuell handeln, da auch die kleinste Abweichung von der Norm zu massiven Sanktionen führen kann (siehe 3.4.4). Das gilt zum einen natürlich für ihre Dienstleistung, aber auch für den Drogenkonsum, denn sie müssen mit erheblichem Aufwand ihre Fähig- und Fertigkeiten einbringen, um unter den harten Bedingungen des illegalisierten Marktes mit seinen informellen Strukturen und seinen Gefahren hinsichtlich der schwankenden Drogenqualität und der massiven Überwachung und Kontrolle die notwendige Reproduktion ihrer Arbeitskraft überhaupt leisten zu können.

4.4.3 Entgrenzte Reproduktionsarbeit

Drogenkonsum in der Sexarbeit ist eine sehr spezifische Form der Reproduktion der Arbeitskraft. In meiner Forschungsarbeit betrachte ich den Drogenkonsum als Mittel zum Erhalt der Arbeitsfähigkeit innerhalb einer völlig entgrenzten Arbeitswelt der illegalisierten Sex- und Drogenökonomie und nicht als pathologische Ursache für ein Leben außerhalb der Norm. Zur Definition für Reproduktionsarbeit lehne ich mich an die Definition von Winker an und transferiere ihre Annahme über die Prekarisierungsprozesse von Familienverhältnissen auf die Lebensverhältnisse drogengebrauchender Sexarbeiterinnen.

„Gleichzeitig verändern sich allerdings auch Bedingungen und Formen der Reproduktionsarbeit tiefgreifend, wodurch wiederum Prekarisierungsprozesse befördert werden. Dabei verstehe ich unter Reproduktionsarbeit die unter den jeweiligen gesellschaftlichen Bedingungen zur Reproduktion der Arbeitskraft notwendigen Tätigkeiten, die nicht warenförmig, sondern am Gebrauchswert orientiert in familiären Bereichen realisiert werden. Dies umfasst vor allem die

Ernährung, Erziehung und Bildung von Kindern und Jugendlichen als neue Generationen von Arbeitskräften sowie die Reproduktion der eigenen Arbeitsfähigkeit wie auch die Reproduktion anderer Erwerbspersonen. Reproduktionsarbeit im breiten Sinne, so wie ich sie verstehe, fokussiert nicht nur auf die (Wieder-)Herstellung von Arbeitskraft, sondern bezieht auch das Überleben und Wohlbefinden ehemaliger Arbeitskräfte und damit die Versorgung unterstützungsbedürftiger alter Menschen ein.“ (Winker 2010, 170)

Insbesondere der letzte Satz der Definition trifft auch für drogengebrauchende Sexarbeiterinnen zu. Drogenkonsum ermöglicht es vielen Frauen die ausbeuterischen Strukturen auszuhalten oder dagegen anzukämpfen, um durch die Arbeit ihr Überleben zu sichern. Drogen sind für einige Frauen die einzige Möglichkeit sich einen letzten Rest an Ruhe und Wohlbefinden zu verschaffen. Winker geht von einer gesamtgesellschaftlichen Ausbreitung und Vertiefung der Prekarisierungsprozesse aus, die nicht nur erwerbszentriert sind. Durch ihre erweiterte Sicht auf die Reproduktionstätigkeit besteht die Möglichkeit die neue Prekarisierung des informellen illegalisierten Drogen- und Sexmarktes in den Blick zu bekommen. Winker erweitert die verengte Prekarisierungsdebatte durch einen geschlechtertheoretischen und intersektionalen Blick. Sie schlägt in ihrem Artikel den Intersektionalen Mehrebenenansatz als Analysewerkzeug vor, um

„[...] Typologisierung nicht nur entlang der Beschäftigungssituation vorzunehmen, sondern die Vielfältigkeit von Prekarisierungsprozessen herauszuarbeiten, die ihren Ausgang in der Produktions- und Reproduktionssphäre nehmen und durch vielfältige Segregationen entlang Klasse, Geschlecht, Rasse und Körper entstehen und sich reproduzieren.“ (ebd. 182)

Mit dem Intersektionalen Mehrebenenansatz werde ich nachweisen, dass es nicht der Drogenkonsum an sich ist, der die Handlungsunfähigkeit der Frauen einschränkt, sondern dass die Wechselwirkung zwischen der Prohibition, den strukturellen repressiven Maßnahmen sowie den abwertenden Diskursen, Ideologien einerseits und der wissenschaftlichen Episteme andererseits die Handlungsfähigkeit beschränkt und das Bild einer suchtbestimmten „Drogenprostituierten“ (siehe Abbildung 1) erzeugt. So lassen sich mit Hilfe des Intersektionalen Mehrebenenansatzes Handlungserweiterungen und „Zukunftsszenarien“ aufzeigen, die

„[...] dann vielfältige Angriffe auf Prekarisierung als neue Herrschaftsform ab [-zeichnen, K.S.], die wegen ihrer Vielfalt Wirkung zeigen und auf die Notwendigkeit einer anderen Welt verweisen.“ (ebd. 183; siehe auch dies. 2011)

Ich setze den Drogenkonsum als entgrenzte Reproduktionsarbeit, die innerhalb des informellen Drogen- und Sexmarktes eine spezifische Bewältigungsstrategie ist, um die Zumutungen der neuen Prekarisierung, die sich in den veränderten Arbeitsbedingungen manifestiert, auszuhalten zu können.

4.4.4 Zusammenfassung

Sexarbeiterinnen üben nicht nur einfach einen Beruf aus, sondern von ihnen wird erwartet, dass sie ihre ganze Person einbringen. Sexuelle Arbeit ist für mich ein Instrument, um zu verstehen, wie drogengebrauchende Sexarbeiterinnen unter kontextspezifischen Bedingungen zu Subjekten werden und welche Selbsttechnologien in diesen Prozess eingewoben sind. Der zu leistende Aufwand, der mit dieser Subjekt-konstruktion verbunden ist, stellt für mich ein analytisches Mittel dar, um die Drohungen, die Zumutungen und die Gefahr von Entrechtung, Verletzungen und Beschämung zu verstehen. Beide Analyse-kategorien verorte ich auf der Repräsentationsebene. Althusser's Konzepte der Ideologie und Anrufung bilden eine geeignete Grundlage, um die Subjektanrufung und -konstruktion in ihrer Widersprüchlichkeit innerhalb der informellen Drogen- und Sexökonomie zu verstehen. Sie spielen in der Analyse der Repräsentationsebene eine wichtige Rolle. Indem ich Drogenkonsum als entgrenzte Reproduktionsarbeit setze und intersektional betrachte, kann ich die einseitige Opfersicht vermeiden und trotzdem die existierenden Ausbeutungsverhältnisse analysieren.

Die drei Konzepte Aufwand, Anrufung und entgrenzte Reproduktionsarbeit sind theoretische Hilfsmittel, um mein Datenmaterial auf der Grundlage eines Arbeitsbegriffes auswerten zu können, der herrschaftskritisch ist und gleichzeitig Handlungsfähigkeit sichtbar macht. Nachdem ich nun alle Theoriebausteine ausgearbeitet habe, widme ich mich jetzt der Methodologie meiner Arbeit.

